

P. Camillus Bolezyt
O.F.M.

ST. ANNABERG

Kurze Geschichte des
berühmten Wallfahrtsortes
im Herzen Oberschlesiens



St. Annaberg.



Snadenbild der hl. Mutter Anna.

St. Annaberg

Kurze Geschichte
des berühmten Wallfahrtsortes
im Herzen Oberschlesiens

von

P. Camillus Bolczyński O. F. M.

2. umgearbeitete Auflage

1937

Antonius-Verlag Breslau 26

16462 S



Imprimatur.

Breslau, 25. Februar 1937.

B. Odilo Schmidt OSM.
Min. Prob.

Imprimatur.

Breslau, 4. März 1937.

Blaesche,
Generalsekretär.

Wpisano do Księgi Akcesyj.

Akc. 165 2000, 2651 nr

Inhaltsverzeichnis.

1. Ein Wegweiser nach St. Annaberg	7
2. St. Anna	11
3. Der St. Annaberg und seine Umgebung	19
4. Die St. Annakirche auf dem St. Annaberge	27
5. Das Gnadenbild der heiligen Anna zu St. Annaberg	39
6. Die Reliquie der heiligen Anna in St. Annaberg . .	51
7. Das Franziskanerkloster auf dem St. Annaberge . .	57
8. Das „Neue Jerusalem“ in St. Annaberg	67
9. Die Säkularisation und ihre Folgen für St. Annaberg	79
10. Neues Leben auf dem St. Annaberge	89
11. Die Kalvarie im Besitze der Diözesankirche	95
12. Der Kulturkampf auf dem St. Annaberge	107
13. Die Franziskaner zum drittemal auf dem St. Annaberge	115

1. Ein Wegweiser nach St. Annaberg.

„Gedenket der Werke eurer Väter, was sie
getan zu ihrer Zeit, und ihr werdet großen Ruhm
gewinnen und einen unsterblichen Namen.“

(1. Makk. 2, 51.)

Wer den berühmten Wallfahrtsort im Herzen Oberschlesiens besuchen will, bedarf wohl keines Wegweisers; denn wie eine Stadt auf dem Berge nicht verborgen bleiben kann, so ist auch das Heiligtum der heiligen Anna auf dem Berge Chelm von allen Seiten weithin sichtbar und ladet jeden gleich freundlich ein, bei ihm einmal einzulehren, um sich darin geistig zu erholen. Tausende von nah und fern folgen alle Jahre der freundlichen Einladung, und je öfter sie kommen, desto mehr gewinnen sie das Kirchlein lieb, weil sie darin eine Quelle geistiger Freude entdeckt haben, die auch bei der größten Trockenheit nicht versiegt.

Nicht wenige von ihnen kehren aber doch mit einem Wunsche wieder heim. Sie möchten nur zu gerne auch etwas aus der Vergangenheit und der Geschichte des Wallfahrtsortes erfahren und erkundigen sich, leider vergebens, nach dem Alter der Kirche, dem Ursprung des Gnadenbildes und vielen anderen wissenswerten Dingen, fragen an der Klosterpforte, bei den Buchhändlern oder an den zahlreichen Verkaufsständen nach einem Büchlein, das ihnen auf ihre Fragen die gewünschte Auskunft geben könnte; aber ein leichtes Achselzucken gibt ihnen die Antwort, daß die früher vorhandenen Bücher längst vergriffen und neue nicht mehr erschienen sind.

Um diesem Mangel nach Kräften abzuhelpen, und in der Hoffnung, daß die Anforderungen der Leser nicht allzu streng sein werden, entschloß ich mich, eine kurzgefaßte, aber doch alles Wissenswerte enthaltende Geschichte des Annaberger Wallfahrtsortes zu schreiben, und so ist dieses anspruchslose Werkchen entstanden.

Es liegt mir jedoch ferne, bloß die Wißbegierde befriedigen zu wollen. Deswegen stelle ich alsbald einen Wegweiser hin, der auf ein höheres Ziel nach oben zeigt. Der aufmerksame Leser soll hier das Walten der göttlichen Vorsehung kennenlernen, welche diesen Ort erwählte, um eine anfangs weniger beachtete Quelle wunderbarer Gnaden zu eröffnen, die sich allmählich zu einem ruhig dahinfließenden Strom erweiterte, nach allen Richtungen geistige Erfrischung und übernatürliches Leben spendend. Denn zuweilen scheint Gott unmittelbar und beinahe sichtbar in die Geschehnisse der Menschheit einzugreifen, so daß man meint, seine sonst so tief verborgenen Pläne zu durchschauen, und sich gezwungen sieht, zu bekennen: „Vom Herrn ist dieses Werk geschaffen und wunderbar in unseren Augen.“ Zur Ehre Gottes soll es denn auch erzählt werden, damit möglichst viele erfahren, was Großes der Herr uns hier getan hat, auf daß wir mit freudigem Danke ihn lobsingend verherrlichen.

Es gefällt jedoch dem Allmächtigen, sich bei seinen Werken der Menschen als seiner Werkzeuge zu bedienen, nicht weil er etwa ihrer bedarf, sondern weil er seine Ausgewählten würdigt, schon jetzt an seiner Ehre teilzunehmen. Solche Werkzeuge waren unsere Vorfahren, welche voll des Glaubens den Einsprechungen der Gnade gefolgt sind und den Annaberg zu dem gemacht haben, was er gegenwärtig ist. Ihr Beispiel spornt uns beständig an zur Nachahmung und, was die Hauptsache ist, zur eifrigen Verehrung der heiligen Anna und des bitteren Leidens unseres Herrn.

Unsere Väter zeichneten sich aus durch eine echte und tiefe Frömmigkeit, die sich besonders äußerte in der andächtigen und vertrauensvollen Verehrung der heiligen Anna und in der dankbaren Betrachtung des leidenden Erlösers. Damit haben sie uns den Weg gewiesen, auf dem auch wir zur wahren Ehre und unvergänglichen Herrlichkeit gelangen sollen. Deshalb soll ein wahrheitsgetreuer Bericht ihre Taten in Erinnerung bringen und sie einem Spiegel gleich uns vor Augen halten. Es sind immer noch manche falsche Ansichten über den Annaberg verbreitet, insbesondere bezüglich der Nachrichten aus der ältesten Zeit des Gnadenortes. Soweit die vorhandenen Urkunden

es gestatten, sollen sie hier richtiggestellt werden; denn die Wahrheit ist doch immer schöner als die Erzeugnisse menschlicher Erfindung.

Der Geschichte des Wallfahrtsortes soll eine kurze Nachricht über das Leben der heiligen Anna vorausgeschickt werden. Ihr ist ja dieser Berg geweiht, ihr verdankt er seinen Namen. Für ihre Verehrer ist dieses Büchlein geschrieben, und diese wollen gewiß zuerst die Heilige näher kennenlernen, zu deren Verehrung sie nach St. Annaberg kommen in der Erwartung, daß sie hier in der Andacht zu ihr erheblich gefördert werden.

Nur dem Allwissenden kann es bekannt sein, welche große und zahlreiche Gnaden der hilfsbedürftigen Menschheit durch ihre Fürbitte zuteil geworden sind. Daher verlangt auch die Dankbarkeit, daß wir uns mit ihrem Leben etwas beschäftigen. Durch sie ist ja unser Annaberg zum Gnadenort geworden. Ihrer Ehre sei dieses Werkchen geweiht vom

Verfasser.

2. St. Anna.

„Diejenigen, welche lieben, kennen besser als alle andern der Geliebten Taten, weil sie sorgfältiger darauf achten.“ (St. Chrysostomus.)

Über das Leben der heiligen Anna sind schon dicke Bücher geschrieben worden. Wenn wir aber nach der Weisung des Apostels „alles prüfen und, was gut ist, behalten“, bleibt nicht viel zurück, was Glauben verdient.

Die heiligen Evangelisten hätten uns am ehesten eine zuverlässige Auskunft geben können, wenn nicht über alle, so doch über die wichtigsten Fragen, auf die wir eine Antwort wünschen. Da sie aber unter dem Beistand des Heiligen Geistes schrieben, haben sie nur das aufgezeichnet, was uns zu wissen not tut, vieles aber, was wir gern erfahren möchten, mit Stillschweigen übergangen. Von der erhabenen Gottesmutter berichten sie uns nur das Allernotwendigste, vom heiligen Josef sehr wenig und von der heiligen Anna nichts.

Wir müssen uns daher mit dem Wenigen begnügen, was uns die menschliche Überlieferung bietet. Es haben nämlich schon zu den Zeiten der Apostel viele versucht, die kurzen Berichte der Evangelisten zu ergänzen. Darüber schreibt der heilige Lukas: „Schon viele haben es unternommen, einen Bericht zu verfassen über die Begebenheiten, die bei uns zum Abschluß gekommen sind. Sie hielten sich dabei an die Überlieferungen der ersten Augenzeugen und Diener des Wortes.“ Luk. 1, 1 f.

Die Kirche hat allerdings nur jene Berichte als göttliche Offenbarung angenommen, von denen sie wußte, daß Gottes Geist ihr eigentlicher Urheber war, indem er sich eines Menschen bloß als seines Werkzeuges bediente, ihm eingab, was er schreiben solle, und ihn dabei vor Irrtum bewahrte. Damit ist es jedoch nicht gesagt, daß andere Berichte aus jener Zeit nicht wenigstens einen rein menschlichen Glauben beanspruchen können; es kommt dabei nur

darauf an, daß der Erzähler die Wahrheit wissen konnte und sagen wollte.

Die älteste Kunde von der heiligen Anna gibt uns ein gewisser Jakobus, der aber nicht einer von den beiden Aposteln dieses Namens zu sein braucht und wohl auch nicht gewesen ist. Der Verfasser berichtet von sich bloß, daß er zur Zeit des Königs Herodes in die Wüste geflohen sei. Danach wäre er ein Zeitgenosse der Apostel. Die Stelle des Berichtes, die von den Eltern der erhabenen Gottesmutter erzählt, lautet:

„Joachim *) war ein reicher Mann, und er brachte seine Opfergaben doppelt dar, indem er bei sich sprach: Was ich zuviel gebe, soll dem ganzen Volke zugute kommen, mein Sühnopfer aber sei dem Herrn geweiht für meine Sünden. Es war aber der große Tag des Herrn herangekommen, und es brachten die Söhne Israels ihre Gaben dar. Und es erhob sich wider ihn Ruben (der Hohepriester) und sprach: Es steht dir nicht zu, zuerst Opfergaben darzubringen, weil du keine Nachkommen in Israel erzeugt hast. Darüber ward Joachim sehr traurig und ging zu den Geschlechtstafeln der zwölf Stämme des Volkes, indem er bei sich sprach: Ich will die Geschlechtstafeln Israels einsehen, ob ich allein in Israel keine Nachkommenschaft hinterlassen habe. Und er forschte und fand von allen Gerechten, daß sie Nachkommenschaft in Israel erweckt hatten. Er gedachte des Patriarchen Abraham, dem Gott noch im Alter einen Sohn geschenkt, den Isaak. Es betrückte sich Joachim sehr und zeigte sich seinem Weibe nicht, sondern er begab sich in die Wüste, schlug dort sein Zelt auf und fastete vierzig Tage und vierzig Nächte, indem er bei sich sprach: Ich will nicht herabsteigen zu Speise und Trank, bis Gott mein Herr mich heimgesucht hat; das Gebet soll mir Speise und Trank sein.

Anna aber, sein Weib trauerte zweifache Trauer und klagte mit doppelter Klage: Beklagen will ich meine Witwenschaft und beklagen auch meine Kinderlosigkeit. Es nahte aber der große Tag des Herrn, und es sprach Judith, ihre Magd zu ihr: Wie lange willst du deine Seele

*) P. Beda Kleinschmidt, Die hl. Anna, ihre Verehrung in Geschichte, Kunst und Volkstum.

abhärmen? Es hat sich der große Tag des Herrn genäht, und es ist dir nicht erlaubt, zu trauern. Nimm vielmehr diese Kopfsbinde, welche die Vorsteherin der Arbeit mir geschenkt hat, mir ist es nicht erlaubt sie anzulegen, weil ich eine Magd bin und sie ein königliches Abzeichen ist. Und es sprach Anna: Weiche von mir. Das tue ich nimmer; hat mich ja der Herr gar sehr gedemüthigt. Es hat doch nicht ein Verführer dir dies gegeben, und bist du etwa gekommen, mich deiner Sünde theilhaftig zu machen? Und Judith erwiderte: Was soll ich dir noch Übles wünschen, da du nicht auf meine Stimme hören willst? Hat doch der Herr deinen Schooß verschlossen, so daß du keine Nachkommen hast in Israel! Und es betrückte Anna sich sehr; sie legte ihre Trauerkleider ab und wusch ihr Haupt, zog ihr Brautgewand an und ging um die neunte Stunde in den Garten. Und sie sah einen Lorbeerbaum, setzte sich unter ihn und flehte zum Herrn, indem sie sprach: O Gott meiner Väter, segne mich und erhöhe mein Gebet, gleichwie du gesegnet hast die Sara und ihr einen Sohn gegeben hast, den Isaak.

Und siehe, ein Engel des Herrn trat vor sie hin und sprach zu ihr: Anna, Anna, erhört hat der Herr deine Bitte, du wirst empfangen und einem Kinde das Leben schenken, das auf der ganzen Welt gepriesen wird. Und es sprach Anna: So wahr der Herr mein Gott lebt, wenn ich ein Kind erhalte, sei es ein Knäblein oder ein Mägdlein, so will ich es als Opfergabe dem Herrn weihen, und es soll ihm dienen alle Tage seines Lebens. Und siehe, es kamen zwei Boten und sprachen zu ihr: Siehe Joachim, dein Mann kommt zurück mit seinen Herden. Denn ein Engel des Herrn stieg zu ihm herab und sprach: Joachim, Joachim, erhört hat Gott der Herr dein Flehen, steige herab von hier, denn siehe, Anna, dein Weib wird empfangen. Und Joachim stieg herab, rief seine Hirten und sprach: Bringet mir her zehn fleckenlose und tadellose Lämmer, sie sollen für den Herrn meinen Gott sein; und bringet mir her zwölf fette Kälber, sie sollen sein für die Priester und Ältesten, und hundert Böcke für das ganze Volk. Und siehe, Joachim kam mit seinen Herden, und Anna stand an der Thür und sah Joachim kommen, und sie ging und fiel ihm um den Hals und sprach: Nun weiß ich,

daß Gott der Herr mich reichlich gesegnet hat; denn siehe, die Witwe ist nicht Witwe mehr, und die Kinderlose wird ein Kind erhalten. Und es ruhte Joachim den ersten Tag in seinem Hause.

Tags darauf brachte er seine Opfergabe dar, indem er sprach: Wenn Gott der Herr sich meiner erbarmt hat, so wird das Stirnband des Priesters es mir offenbaren. Und Joachim opferte seine Gaben und gab acht auf das Stirnband des Priesters, als er zum Altare des Herrn trat, er sah kein Fehl daran. Und Joachim sprach: Nun weiß ich, daß der Herr sich meiner erbarmt und alle meine Sünden nachgelassen hat. Und gerechtfertigt stieg er herab vom Tempel des Herrn und ging in sein Haus. Es hatte sich aber ihre Zeit erfüllt und sie schenkte im neunten Monat einem Mägdlein das Leben. Und sie sprach zur Hebamme: Was habe ich geboren? Und sie sprach: Ein Mägdlein. Und Anna sprach: Mein Herz ist erhoben an diesem Tage und sie legte sich nieder. Nachdem aber ihre Tage vorüber waren, ward Anna rein und sie nährte ihr Kind und nannte es Maria.“

Zu diesem schlichten Bericht des Jakobus bemerkt P. Beda Kleinschmidt in seinem großen Werke: Die hl. Anna, Ihre Verehrung in Geschichte, Kunst und Volkstum, S. 9: „Wegen seiner würdevollen Erzählung genoß er im Morgenlande hohes Ansehen. An dem Festtage der hl. Anna (25. Juli und 9. September), ebenso am Geburtstage Marias (8. September) wurde er in der Kirche öffentlich vorgelesen.“

Was wir sonst noch von den Eltern der hl. Anna wissen, ist sehr wenig. Nach der Überlieferung hießen sie Nathan und Maria. „Der Priester Nathan und seine Gattin Maria hatten drei Töchter. Die erste hieß Maria, die zweite Sobe und die dritte Anna. Zuerst heiratete in Bethlehem Maria und gebar Salome, die Hebamme. Auch die zweite heiratete in Bethlehem und gebar die Elisabeth. Zuletzt heiratete Anna im Lande Galiläa und brachte die Gottesgebärerin zur Welt, Maria, aus der uns Jesus Christus geboren wurde.“ So der Märtyrer Hippolytus bei Niceforus 1. 2. c. 3. Die Eltern der hl. Anna wohnten in Bethlehem. Dagegen hatten Joachim und Anna ihre Wohnung in Nazareth, wohin auch der Erz-

engel Gabriel von Gott zu ihrer Tochter Maria gesandt wurde. Dort lebte wohl der größte Teil ihrer Verwandtschaft. Denn der heilige Lukas erzählt von den Bewohnern dieses Städtchens, daß sie sich über den Herrn wunderten und sprachen: „Woher hat dieser seine Weisheit und die Wunder? Ist dieser nicht der Sohn eines Zimmermannes? Heißt nicht seine Mutter Maria und seine Brüder Jakob und Josef und Simon und Judas; und seine Schwestern, sind sie nicht alle bei uns?“ Brüder und Schwestern wurden bekanntlich bei den Juden im Alten Bunde auch entferntere Verwandte genannt. Diese wohnten also in Nazareth. Joachim und Anna waren begütert. Daher ist auch die weitere Nachricht glaubwürdig, daß sie eine zweite Wohnung in Jerusalem besaßen. In einem der ältesten uns erhaltenen Berichte über Pilgerreisen nach dem Heiligen Lande schreibt der Diakon Petrus: „In Jerusalem war eine St. Annakirche dort, wo drei Jahre lang die allerseeligste Jungfrau genährt wurde. In der Nähe befindet sich der Schafteich mit den fünf Hallen.“ Von diesem Schafteich lesen wir im Evangelium des heiligen Johannes: „Es war aber in Jerusalem ein Schafteich, der fünf Hallen hatte. Dort lag eine große Menge von Kranken, Blinden, Lahmen und Gichtbrüchigen, die auf die Bewegung des Wassers warteten. Denn ein Engel Gottes stieg zu gewissen Zeiten in den Teich hinab und bewegte das Wasser. Und wer immer danach zuerst ins Wasser hinabstieg, wurde gesund, mit welcher Krankheit er auch behaftet sein mochte.“ Ob diese wunderbare Begebenheit mit dem Aufenthalt der Mutter Gottes und ihrer Eltern in der Nähe des Teiches zusammenhängt — wer weiß es? Drei Jahre hat die Unbefleckte dort gewohnt, und wir dürfen annehmen, daß ihre heiligen Eltern daselbst so lange in ihrer Nähe blieben, als sie selbst beim Tempel im Dienste des Allerhöchsten stand. Nachdem aber Maria mit dem heiligen Josef sich verlobt hatte, kehrten sie nach Nazareth zurück. Nach der Geburt Christi soll die heilige Anna noch zehn Jahre, bis nach seiner Rückkehr aus Ägypten, gelebt haben: sie starb wenige Monate später als der heilige Joachim, wie man glauben darf, in Gegenwart der heiligen Familie.

Die Verehrung der heiligen Anna ist so alt wie die

Kirche Christi. Als Mutter wurde sie geehrt von der Mutter des göttlichen Sohnes, den sie als seine Großmutter auf ihrer Armen zu tragen das beseligende Glück hatte. Welche Günstbezeugungen mag sie in solchen Augenblicken von ihm erhalten haben! Kein Wunder, wenn auch die ersten Gläubigen schon eine besondere Andacht zu ihr an den Tag legten.

Von der zu ihrer Ehre in Jerusalem wahrscheinlich von der heiligen Helena erbauten Kirche berichtet uns der Diakon Petrus. In der Hauptstadt des Morgenlandes erbaute im sechsten Jahrhundert der Kaiser Justinian I. eine prachtvolle Kirche und, als diese nicht mehr genügte, 150 Jahre später Justinian II. noch eine zweite Annakirche. Von Konstantinopel aus verbreitete sich die Verehrung der heiligen Anna über das ganze Morgenland. Aber auch in der abendländischen Kirche hatte sie schon frühzeitig die Zuneigung des christlichen Volkes gefunden. Im achten Jahrhundert finden wir die St. Paulus-Kirche in Rom ausgemalt mit Darstellungen aus dem Leben der heiligen Anna, und das ist um so bemerkenswerter, als in jener Zeit die Sekte der Bilderstürmer aufs heftigste gegen die Heiligenbilder wütete.

Während das Fest der heiligen Anna im Morgenlande schon sehr früh eingeführt war, feierte es die römische Kirche erst viel später. Der Grund war, wie Papst Benedikt XIV. bezeugt, nur der, daß man die religiöse Verehrung auf die Heiligen des Neuen Bundes beschränken wollte. Eine feste Grenze konnte man aber nicht ziehen. Daher wurde später die heilige Anna als zum Neuen Bunde gehörig angesehen, weil sie zwar vor dem Tode, aber erst nach der Geburt des Welterlösers gestorben ist.

Als im Jahre 1476 Papst Sixtus IV. das Offizium von der Unbefleckten Empfängnis Mariä bestätigte und sogar mit Ablässen bereicherte, sah man darin eine Entscheidung zugunsten jener Lehre, welche diesen Vorzug der reinsten Jungfrau entschieden verteidigte. Die Ehre der Jungfrau warf ihren Glanz auch auf die Mutter zurück, und so nahm die Andacht zur heiligen Anna seitdem einen erfreulichen Aufschwung.

In Deutschland wurde die Heilige schon sehr früh verehrt. In der Nähe des berühmten Wallfahrtsortes



Anton Graf von Gaschin,
zweiter Gründer der Kalvarie.

Maria Bell stand auf einem Berge von alters her eine Annakirche, und im Jahre 1327 wurde beschlossen, den Berg fortan nur Annaberg zu nennen.

Die Breslauer Diözese hat viele der heiligen Anna geweihte Kirchen und Altäre; besonders aber gibt es in Oberschlesien zwei Heiligtümer, zu denen alle Jahre zahllose Pilger wallfahren. Das eine ist die St. Anna-Kirche bei Rosenberg. Über den Anlaß zu ihrer Erbauung berichtet ein amtliches Dokument aus dem Jahre 1679: „Vor 300 und mehr Jahren fiel ein Mädchen aus der Stadt, Anna mit Namen, unter die Räuber, welche sich in den Wäldern aufhielten. Da sie einsah, sie könne den Händen derselben nicht entinnen, rief sie die heilige Anna um Hilfe an und verbarg sich unter einer Kiefer. Ihre Beschützerin verließ sie auch nicht. Das Mädchen wurde den Räubern unsichtbar und kehrte, auf so wunderbare Weise aus der großen Gefahr befreit, nach Hause zurück. Diese Kiefer steht noch heute hinter dem Hochaltar, doch sind die Äste abgeschnitten. Andächtige Menschen schneiden von dieser Kiefer Splitter ab, deren sich Bahnleidende bedienen und durch die sie gesund werden. Viele Wunder sind hier geschehen, aber wenige aufgezeichnet. Deshalb kommen am Feste der heiligen Anna so viele Menschen zusammen, daß mitunter 10 000 da sind und sehr oft gegen 6000 zur heiligen Beichte kommen, weil an diesem heiligen Feste ein vollkommener Ablass verkündet wird.“

Das andere Heiligtum ist die Kirche auf dem St. Annaberge.

3. Der St. Annaberg und seine Umgebung.

„Kette dich auf den Berg, damit du nicht
mit den andern umfommeſt.“ (Gen. 19, 17.)

Alpenbewohner würden wohl den Kopf schütteln, wenn sie plötzlich nach Oberschlesien kämen und zum erstenmal den Annaberg vor sich sähen. Das soll ein Berg sein? Allerdings, im Vergleich mit einem Gaurisankar ist er nur etwas mehr als ein großer Maulwurfshügel; aber seiner nächsten Umgebung, für die er doch von Gott geschaffen ist, darf er sich getrost als Berg vorstellen. Zudem besitzt er Eigenschaften, um die ihn mancher berühmte Berg beneiden dürfte. Er speit nicht Feuer, um seine Nachbarn zu beunruhigen oder gar ganze Städte zu vernichten. Aber ebensowenig hüllt er sein Haupt beständig in Eis und Schnee, auch nicht in finstere Wolken. Er weiß, daß er sich sehen lassen darf. Dabei erhebt er sich nicht in schwindelnde Höhen, um stolz auf seine Umgebung herabzuschauen, sondern nur soweit, als nötig ist, um sein liebes Oberschlesien zu überschauen, wie es Pflicht eines guten Vorgesetzten ist. Und wie der unendlich erhabene Gott trotz seiner unermesslichen Größe einem jeden, auch dem armſeligsten Menschen, ja dem stammelnden Kinde auf dem Schoße seiner Mutter leicht zugänglich ist, so läßt sich auch der Annaberg von jedem Pilger und Wanderer mühelos ersteigen ohne Bergstock und Führer, ohne Drahtseil- und Bahnradbahn. Bei alledem ist er kein nackter Fels, sondern trägt auf seinem Rücken fruchtbares Ackerland, weil er seinen Bewohnern auch leibliche Nahrung spenden will.

Vor allem jedoch ziert diesen Berg eine Ehrenkrone, daß liebliche St. Annakirchlein, welches ihm wie ein aufmerksamer Taufpate seinen Namen gegeben hat. Er hat wie jeder ordentliche Bürger, seinen Vor- und Zunamen.

Sein Familien- oder Zuname ist Chelm. Diesen hat er mit mehreren seiner Brüder gemein. Einer von ihnen hatte sich früher bei Lonschnitz angesiedelt und wird bereits im Jahre 1383 in einem Teilungsvertrage um die Lande Oberglogau und Falkenberg erwähnt, wo von einem Wege die Rede ist, „der da gut an den berg Chelm auf das bruch gen Bogorz“. Der scheint jetzt verschollen zu sein. Mehr bekannt ist das Brüderchen im Kreise Pleß (285 m), nach welchem die Orte Groß- und Klein-Chelm benannt werden, ähnlich wie die Stadt Kulm. Ein größerer (483 m) ist ausgewandert und hat sich in Kroatien auf der Insel Cherso niedergelassen. Der Name Chelm ist wahrscheinlich vom lateinischen Culmen abgeleitet, welches so viel wie Spitze bedeutet.

Der Vorname unseres Berges aber, durch den er sich von seinesgleichen unterscheidet, ist und bleibt St. Annaberg. Diesen trägt er schon länger als den Namen Chelm, wie denn überhaupt die Vornamen älter sind als die Zunamen.

Die drei ältesten Urkunden, die uns noch erhalten sind, nennen ihn Annaberg und nicht Chelm. So bezeichnet Johann Baron von Oppersdorf in einem Erlasse, ausgestellt in Oppeln am 17. März 1563, Leschnitz als ein an Fuße des Annaberges gelegenes Städtchen. In einem amtlichen Schriftstück vom Jahre 1599 wird der Berg als Mons Divae Annae erwähnt, was auf gut Deutsch Sankt Annaberg bedeutet. Und in einer Urkunde vom Jahre 1629 wird berichtet: „Hinter Byrowa und Mieska, am Annaberge, ist ein großer, fast eine halbe Meile sich erstreckender Buchenwald.“ Erst in der Stiftungsurkunde des Grafen Melchior von Gaschin aus dem Jahre 1657 erfahren wir, daß der Berg auch Chelm und St. Georgsberg genannt wurde. Den letzteren Namen finden wir zuerst auf der Helwig'schen Karte vom Jahre 1561; er soll ihn von einem sonst nirgends erwähnten Kapellchen, das dem heiligen Georg geweiht war, erhalten haben. Bekanntlich wird der heilige Georg abgebildet als Ritter im Kampfe mit einem Drachen. Bei den Gläubigen in alter Zeit galt der Drache als Sinnbild des Heidentums; mit Vorliebe weihten daher die vom Heidentum neu bekehrten Christen ihre meist aus Holz erbauten

Kirchen dem heiligen Georg. Eine alte, von dem ersten Chronisten des Klosters erwähnte Legende mußte zu erzählen, ein mächtiger Drache habe in einer Höhle des Berges gehaust, bis das Bild der heiligen Anna hergebracht worden sei und ihn vertrieben habe. Eine ähnliche Legende berichtet Herber in seinen „Silesiae sacrae origines“ von Schmograu, wo angeblich der erste Bischofssitz der Diözese gewesen ist, und er bemerkt dazu: „Wer war, ich bitte, dieser Drache? Wer anders als der Gözendienst, dessen Finsternis beim Sonnenaufgang der christlichen Religion verdrängt wurde.“ Es ist nicht unwahrscheinlich, daß hier ähnlich wie auf dem Zobten die heidnischen Urbewohner eine alte Kultstätte besaßen, wo sie ihren Götzen Opfer brachten.

Um den Annaberg herum und in Annaberg selbst sind ja auch Schätze aus alter Zeit gehoben worden. Pfarrer Welkel schreibt in der Einleitung zu seiner Geschichte von Ratibor: „Aus den heidnischen Altertumsfunden ergibt sich, daß die slawischen Urbewohner des Landes kurz vor Einführung des Christentums auf einer relativ hohen Kulturstufe standen. Namentlich zeigt sich in der Umgebung des Annaberges ein großer Reichtum, ja sogar ein gewisser Luxus.“

Der Berg ist auch geologisch ein Sonderling. Er besteht aus zweierlei Gestein, aus Basalt und aus Muschelkalk. Die Gelehrten wollen denn auch aufs Haar genau wissen, wie dieser Berg entstanden ist. Sie bezeichnen den Basalt als Eruptivgestein, das seinen Lagerort im Innern der Erde, weil es ihm zu heiß wurde, plötzlich verließ, um sich an der frischen Luft etwas abzukühlen. Hier sei es vor Kälte oder vor Schreck erstarrt.

Eine edlere Abkunft sagen die Gelehrten dem älteren Muschelkalk nach. Sie wissen zu erzählen, daß in altersgrauer Zeit, als auf Erden weder ein Mensch noch der Urahne gewisser glaubensloser Menschen, der Affe, stolz einherging, über ganz Mitteleuropa ein großes Meer sich ausgebreitet und auch unser liebes Oberschlesien bedeckt habe. Im Meere wimmelte es von allerlei Getieren, insbesondere von Muscheln, die sich in ungeheueren Mengen ansammelten und vom Schlamm, den die Meeres-

wogen aufrührten, verdeckt wurden und so zusammen eine Masse bildeten, die allmählich versteinerte und den Stoff bildete, den wir jetzt Kalk nennen. Wir brennen ihn und bauen damit unsere Häuser; aber wer denkt daran, daß wir dabei die Häuser verbrennen, worin einst Meeres-
schnecken ein schützendes Obdach fanden? Wer sich davon überzeugen will, braucht bloß ins sogenannte Ruhtal am Annaberge zu gehen. Da findet er in beliebiger Anzahl diese Zeugen der geologischen Vorzeit.

Die göttliche Vorsehung hat aber auch noch an etwas anderes gedacht, als sie die Gestalt der Erde bildete. Hier sollte einst ein Kalvarienberg, ein neues Jerusalem erstehen. Da war es von großem Nutzen, den Berg und seine nächste Umgebung so zu gestalten, daß er mit dem Gelände in Jerusalem eine möglichst große Ähnlichkeit aufweise. Diese ist denn auch ganz auffallend. Der bekannte Franziskaner P. Ladislaus Schneider war noch vor seinem Eintritt in den Orden als Pilger im Heiligen Lande, und da er als Oberschlesier den Annaberg schon gut kannte, beobachtete er mit besonderer Aufmerksamkeit die große Ähnlichkeit der beiden Gelände. Was er wahrgenommen, beschrieb er im „Schlesischen Kirchenblatt“ 1863 wie folgt:

„Schon das Urkundenbuch selbst spricht von der möglichst genauen und gewissenhaften Nachbildung und zählt selbst die Schritte zwischen all den einzelnen Stationen sorgfältig auf. Ferner besagt diese Ähnlichkeit auch schon der Name „das neue Jerusalem“, welchen das fromme Werk gleich von seiner Gründung an allezeit behielt; aber damit ist das Interessanteste, nämlich die auffallende Ähnlichkeit der Lage und die Formation des Terrains, welche die Natur selbst geboten, noch nicht ausgesagt. Dem Mittheiler dieses, welcher von Kindheit an den Annaberg besucht hat, ist es vor einigen Jahren vergönnt gewesen, auch die heiligen Orte in Palästina selbst zu besuchen, in Jerusalem von den Patres Franziskanern eine große und genaue Karte der heiligen Stadt und ihrer Umgebung sowie einen genauen Grundriß des Gebäudekomplexes der heiligen Grabeskirche zu erhalten und diese Karte als Stütze seines Gedächtnisses bei den Vergleichen mit Annaberg mit heimzubringen. Demnach erweist sich — wenn auch im großen ganzen der perspektivischen Ansicht keine

Ähnlichkeit der Gegend da ist — doch in vielen Einzelheiten eine überraschende Ähnlichkeit, welche zeigt, wo die ganze zur Kalvarie benutzte Seite des Berges kahl abgewaldet ist, zwar leicht zu übersehen ist, die aber um so mehr Staunen erregt, wenn man bedenkt, daß sie damals bei Gründung der Anlage des Werkes, als der ganze Berg dicht und hoch bewaldet war, dennoch so passend und vollkommen entsprechend ausgesucht und gefunden worden ist. Wenn irgend eine leidlich getreue Karte von Jerusalem und Umgebung zur Verfügung steht, der wird nachstehenden Bemerkungen leicht folgen können. Beginnen wir mit der Vergleichung von Osten her, von rechts nach links. Im Osten von Jerusalem erstreckt sich der von Nord nach Süd gedehnte hohe Bergrücken des Ölberges — hier im Osten unserer Kalvarie befindet sich ebenso von Nord nach Süd eine (allerdings viel niedrigere) Berghöhe, die den Namen Ölberg trägt und worauf ganz entsprechend den dortigen heiligen Orten Gethsemani und der Gefangennahme auch hier diese nachgebildeten Stationen errichtet sind. Am westlichen Fuße des Ölberges, d. h. zwischen diesem und der auf der entgegengesetzten Anhöhe gelegenen Stadt Jerusalem, erstreckt sich bekanntlich das Tal Josaphat voll Kalkfelsen und ähnlichem Steingeröll, durch welches von Nord nach Süd der Bach Cedron geht — hier am westlichen Fuße unseres sogenannten Ölberges zieht sich ebenfalls ein zwar schmäleres Tal hin, auch an Kalkfelsen und Steingeröll reich, und durch dieses sogenannte Tal Josaphat fließt wiederum genau von Nord nach Süd ein Bächlein, das nicht nur den Namen, sondern auch noch die Eigenschaft mit dem palästinischen Cedron teilt, daß es gerade wie jener im Sommer fast gar kein Wasser hat, sondern nur zur Regen- und Winterszeit. Ferner am nördlichen Teile des wahren Tales Josaphat ist die tief gelegene Kirche über dem Grabe Mariens; am südlichen Ende des Tales dagegen ist nahe bei Jerusalem die Felsenquelle Siloeh, deren klares und reichliches Wasser jeden Pilger so wohltuend erquickt; auch hier wiederum in unserem Josaphattale ist am nördlichen Teile tiefgelegen die Mariengrab-Kirche und gerade am südlichen Talende eine Quelle, deren kristallklares Wasser aus dem schroffen Felsgestein so reichlich quillt, daß es ein kleines Bassin

bildet und nach einigen tausend *) Schritten schon Mühlen treibt. Steigt man im Heiligen Lande die dem Ölberge entgegengesetzte Talseite hinan und geht man durch das Osttor, so tritt man in die Stadt Jerusalem ein; da lag in der Nähe des Tores der Palast des Pilatus (jetzt eine türkische Kaserne), und von hier aus begann ja in westlicher Richtung quer durch die Stadt der leidensvolle Kreuzweg unseres Heilandes, der zum Westtor hinaus trat, den steilen Golgathahügel hinaufstieg und auf seiner Höhe das Erlösungsoffer am Kreuze vollbrachte. Im südlichen Teile der Stadt aber, in der Nähe des Sion, wo der Abendmahlsaal war, liegen die Paläste des Annas und Kaiphas, die der Pilger jetzt noch als griechische Kirchen an Stellen besucht, wo der Heiland soviel Schmach und Unbilden erlitten. Vergleichen wir nun mit diesen in Jerusalem wirklich und genau so befindlichen Örtlichkeiten das, was von Natur und durch Menschenhände auf dem Annaberger dargestellt ist, so überrascht in der That eine auffallende Ähnlichkeit. Dem sogenannten Ölberg *) gegenüber dehnt sich hier eine geräumige Hochebene aus, so groß, daß man das heutige Jerusalem wohl darauf versetzen könnte, und diese durch wenige Talbuchten unterbrochene Ebene stellt denn auch für unsere Kalvarie die Stadt Jerusalem vor; es ist da ein Osttor als Station erbaut, nicht weit davon der Palast des Pilatus, und von diesem westlich hin, nach den Schritten abgemessen, befinden sich all die Kreuzwegstationen, wie sie dem Pilger durch die Straßen Jerusalems (allerdings ohne alle besonderen Kapellen oder Anzeichen) von den begleitenden Franziskanern angedeutet werden, welche genau die Stellen durch die Tradition kennen und im Andenken erhalten. Als siebente hier erbaute Station kommt dann das Westtor, wo Christus zum zweiten Male fiel, und westlich von diesem erhebt sich ein steiler Bergabhang, der den Golgathahügel darstellt, alles der Lage in Jeru-

*) Die erste Mühle ist kaum 160 Schritte von der Quelle entfernt; es folgen auf der Entfernung von etwa 2660 Schritten noch vier weitere Wassermühlen.

*) Am Fuße des Ölberges standen früher sieben Wohnhäuser, die im Volksmunde „Bethphage“ hießen. Sie sind bis auf drei verschwunden.



Kloster und Kalvarie nach einer Zeichnung von P. Clemens
aus dem Jahre 1768.

ja'iem entsprechend; auf diesem Hügel sind nun all die Stationen, hier zwar einzeln getrennt, errichtet, welche sich in der heiligen Grabeskirche in einem Zusammenhange von Gebäuden befinden, und zwar diese letzteren Stationen hier ebenfalls wieder in einer gegenseitigen Lage und Richtung, wie sie genau dem Grundplane der heiligen Grabeskirche entspricht. Namentlich fällt gleich die ähnliche Nachbildung der Kapelle des heiligen Grabes auf, wie sie unter der Kuppel der heiligen Grabeskirche in Jerusalem steht. Im südlichen Teile der Hochebene liegen die Stationen des Abendmahlsaaes und der Paläste von Annas und Kaiphas. Endlich entspricht der Richtung und Entfernung nach die Lage des Annaberger Klosters, nämlich nordwestlich von der Grabkapelle, ganz derjenigen des Jerusalemer Franziskanerkonvents zum heiligen Grabe, nur daß letzteres nicht so hoch auf einem Berggipfel gelegen ist.

Es sind dem Mittheiler dieser durch den Augenschein und durch Karten bestätigten Notizen wohl auch noch einige andere Kalvarien bekannt, wo man ebenfalls die einzelnen jerosolimitanischen Namen und Orte den frommen Pilgern zu vergegenwärtigen gesucht und dadurch die Andacht und Erbauung der schlichten Gläubigen nicht wenig gefördert hat; er weiß sich aber keiner Kalvarie zu entsinnen, wo die Natur selbst eine so vielfache Ähnlichkeit geboten und wo frommer Nachbildungseifer das Vorhandene so geschickt und gewissenhaft benutzt hätte."

Soweit „ein alter schlesischer Pionier im Heiligen Lande“, B. Ladislaus Schneider D. F. M.

4. Die St. Anna-Kirche auf dem St. Annaberge.

„Und es wird am Ende der Tage der Berg
des Hauses des Herrn auf der Berge Gipfel
gefestigt sein, und er wird sich erheben über die
Hügel, und hinströmen werden zu ihm alle Natio-
nen.“
(Jf. 2, 2.)

Könnte das Kirchlein auf dem Gipfel des Berges
sprechen, was würde es uns erzählen aus seiner Vergan-
genheit über all das, von dem es Zeuge gewesen ist im
mehr als vier Jahrhunderten! Wie würden wir lauschen,
wenn es anfinge zu berichten von dem frommen Erbauer
und von seinem staunenswerten Opfersinne, von der Feier
bei der Grundsteinlegung, von den großen Schwierigkeiten
beim Bau, dem unermüdlischen Eifer der Handwerker und
der allgemeinen Freude, als das schöne Werk endlich voll-
endet dastand! Aber es schweigt. Es will ja nicht unsere
Wißbegierde befriedigen, sondern zum Beten einladen.

Wollen wir daher über seine Vergangenheit etwas
erfahren, so müssen wir uns anderswo umsehen. Zwar ist
schon nicht wenig über den St. Annaberg geschrieben
worden; doch sind noch manche falsche Ansichten, beson-
ders über den Ursprung der Kirche verbreitet. Wir haben
nur wenige zuverlässige Urkunden aus alter Zeit. Die
Geschichtsschreiber wollten aber zuweilen etwas mehr
erzählen, als sie darin vorfanden, und versuchten daher,
die vorhandenen Nachrichten zu „strecken“. Doch wie der
beste Wein immer schlechter wird, je mehr ihn der Händler
mit Wasser verdünnt, so verliert auch eine Erzählung an
innerem Wert, je mehr die Phantasie dabei mitredet.

Gewöhnlich wird erzählt, auf dem Berge habe früher
eine hölzerne Annakapelle gestanden, an deren Stelle
Graf Melchior von Gaschin die jetzige Kirche gebaut habe.

Ein neuerer Geschichtschreiber ist der Meinung, daß Chor mit der darunter befindlichen Krypta sei alt, und Gaschin habe nur das Hauptschiff angefügt. Richtig ist weder die eine noch die andere Darstellung.

Von einer hölzernen St. Anna-Kapelle wissen die alten Urkunden nichts, und die Annahme, daß Gaschin die schon vorhandene Kirche weiter ausgebaut habe, beruht höchst wahrscheinlich auf einer unberechtigten Deutung einer Bestimmung in seinem Testament, die folgenden Wortlaut hat: „Und wann dann ich auf meinen Byrowaschen Gütern auf dem Georgenberge, Chelm genannt, zu Sanct Anna ein Kloster gestiftet habe, als will ich, daß mein jetziger Erbe und alle nach ihm folgende sämtliche darob seien, hiermit sowohl ehegemeldetes Kloster als Kirchen, wosern beides bei Lebzeiten meiner im gehörigen Bau nicht ganz verfertigt würden, selbige vollends nothdürftig verfertigt und ausgebaut werden. Demnach aber die darin introducierten Religiosi ordinis sancti Francisci strictioris observantiae einige gewisse Foundationen nicht annehmen, selbige in hauständigem esse (Sein) zu conservieren und zu erhalten, wie auch die anwesenden Religiosen per modum eleemosynae, die weilen sie es nicht anders annehmen, auf ihr Erfordern mit nothdürftiger Alimentation jederzeit unverzüglich zu versorgen, hiermit sie nicht nothleiden dürfen und das Ort zu verlassen gezwungen werden, welches dann seinem Gewissen zu verantworten schwer fallen würde.“

Aus dieser Verfügung geht nur hervor, daß im Jahre 1658 an der Kirche Bauarbeiten vorgenommen wurden, nicht aber, von welcher Art sie waren, am wenigsten aber daß damals die Kirche wesentlich erweitert wurde. Zu einer solchen Erweiterung lag jedenfalls nicht die Nothwendigkeit vor, von der jemand schrieb: „Neue Sorge bereitete den Patres die Kapelle. Jedes Jahr zog die Verehrung der heiligen Anna zahlreichere Scharen von Wallfahrern zu ihrem Heiligtume, so daß das kleine Kirchlein nur allzu bald sich als unzureichend erwies.“ Als der Graf sein Testament machte, waren die Patres erst seit wenigen Monaten im Besitze des Kirchleins, wohnten noch nicht einmal oben, weil das Kloster erst im Bau begriffen war, und hatten das Fest der heiligen Anna auch nicht ein

einziges Mal mit dem Volke gefeiert, so daß sich ein Bedürfnis für den Erweiterungsbau nicht herausstellen konnte. Dagegen wird das Gebäude manche umfangreiche Ausbesserungen nötig gehabt haben. Der Dreißigjährige Krieg war erst vor kurzem beendet; während dieser langen Zeit, in der auch Oberschlesien viel zu leiden hatte, konnten an der Kirche keine Ausbesserungen vorgenommen werden. Das Volk war verarmt, und die geringen Opfer, die damals einkamen, genügten nicht, um die Kosten der Unterhaltung des allem Unwetter ausgesetzten Kirchleins zu bestreiten. Es wird daher in einem ziemlich trostlosen Zustande gewesen sein, als es der Graf den Patres übergab.

Daß aber am Kirchlein nur bedeutende Reparaturen vorgenommen wurden, ergibt sich deutlich genug aus der Stiftungsurkunde vom 16. Juni 1657, worin der Graf gerade mit Bezug auf diese Kirche erklärt: er halte es für eine strenge Pflicht eines jeden katholischen Mannes, verfallende und zerstörte Kirchen wiederherzustellen. Dementsprechend bezeugt er in seinem Testamente nur, daß er zu St. Anna ein Kloster gestiftet habe. Hätte er die Kirche neu erbaut oder wesentlich erweitert, so würde er es gewiß erwähnt haben. Allerdings bemerkt er in der Stiftungsurkunde, er habe die Kirche auf ewige Zeiten für die Patres Reformaten fundiert (fundavi), was Reisch mit „gegründet“ übersetzt. Allein unter Foundation ist hier, wie auch sonst oftmals, bloß die Ausstattung mit dauernden Einkünften zu verstehen. Indem der Graf die Erben verpflichtete, Kloster und Kirche in gutem baulichen Zustande zu erhalten, konnte er mit Recht sagen, er habe die Kirche fundiert.

Übrigens bezeugt der Graf selbst mit aller nur wünschenswerten Deutlichkeit in der schon erwähnten Stiftungsurkunde, daß er nicht der Erbauer der St. Annakirche sei. Dieses wichtige Altenstück ist als Transsumpt in die Bestätigungsurkunde des Königs Casimir von Polen, ausgestellt zu Oberglogau am 16. Juni 1657, aufgenommen worden; darin erklärt Graf Melchior von Gaschin u. a.: „Ich habe auf meinem Erbgute Boremba auf dem Georgiberge, genannt Chelm, eine von meinen Vorgängern erbaute Kirche.“

Die Vorbesitzer waren nicht, wie B. Ladislaus irrthümlich annimmt, „Ahnen der hochedlen Familie Gaschin“. Dem Graf Melchior Ferdinand war ja der erste aus dieser Familie, der in den Besitz der Kirche gelangte. Am 31. März 1631 hatte er die Herrschaft Zyrowa vom Kaiser käuflich erworben und kam so in die Nähe des Annaberges. Am 16. April 1634 erwarb er das Rittergut Centawa, vertauschte es im Jahre 1637 mit Poremba, wodurch er in den Besitz des Berges kam. Die Kirche war als Filiale der Pfarrkirche von Leschnitz zugeteilt.

In der Stiftungsurkunde vom 16. Juni 1657 gibt der Graf eine genaue Beschreibung der Kirche, aus der hervorgeht, daß die Kirche so, wie sie jetzt steht, schon damals vor der Errichtung seines Testaments gewesen ist. Bei der Vermessung des für das Kloster und den Garten bestimmten Geländes ging er von der Kirche als dem einzigen festen Punkte auf dem Berge aus und steckte nach den vier Windrichtungen die Strecke ab: „Von der Ecke des kleinen Chores und der Krypta der Kirche gen Norden 5 Ruten; von der anderen Ecke des kleinen Chores gen Osten ebenfalls 5 Ruten; von der Ecke des großen Chores beim Eingange in die Kirche, halb nach Süden, 19 Ruten; von derselben Ecke gen Süden 31 Ruten; von der andern Ecke des großen Chores und dem Kreuze etwas gegen Westen 35 Ruten; von derselben Ecke rechter Hand nach Westen 44 Ruten . . .“

Die Kirche bestand demnach damals genau wie jetzt aus dem kleinen Chore mit der darunter befindlichen Krypta und dem großen Chore oder der eigentlichen Kirche. Sogar der Seiteneingang beim St. Antoniusaltar war bereits da. Die jetzt bestehende Kirche ist somit auf keinen Fall vom Grafen Gaschin erbaut oder erweitert worden. Damit soll sein Verdienst um die Kirche nicht im geringsten geschmälert werden. Schon dadurch, daß er es dem Franziskanerorden übergab, verschaffte er diesem Kirchlein eine neue Bedeutung. Überdies stattete er sie auch im Innern würdig aus. Bis dahin waren in der Kirche wahrscheinlich nur drei Altäre; nunmehr kamen noch vier hinzu: die Altäre zu Ehren des heiligen Franziskus, des heiligen Antonius, des heiligen Petrus von Alcantara und der heiligen Hedwig. Der alte Chronist

meint, damals sei auch der früher über dem Hochaltare befindliche Glockenturm erbaut worden, der jedoch im Jahre 1754 schon so morsch war, daß er abgebrochen werden mußte und durch den jetzigen über dem Hauptschiff ersetzt wurde. Er hätte danach kaum hundert Jahre ausgehalten. Das macht die Annahme des Chronisten, der Graf Melchior habe ihn erbaut, unwahrscheinlich.

Von den im alten Turme gefundenen 8 Münzen wurden leider nur 4 in den neuen übernommen, von denen 3 mit dem Bilde des Königs Sigismund III. (1587—1632) die Jahreszahl 1623 und 1624 tragen. Der Turm war somit älter, als der Chronist annahm.

Wer aber hat dieses Gotteshaus erbaut? Wir wissen bereits, daß es auf dem Grund und Boden der Gutsherrschaft Boremba liegt. Daraus erklärt sich auch die Tatsache, daß ein Teil der Gemeinde Annaberg ebenso wie ganz Boremba zur Pfarrei Leschnitz gehört, während die Gutsherrschaft Byrowa nach Jeschona eingepfarrt ist. Der Erbauer unserer Kirche wird daher in Boremba zu suchen sein. Aus der Zeit ihrer Entstehung kann vielleicht der Erbauer festgestellt werden.

Glücklicherweise erfahren wir aus der Errichtungs-urkunde des Klosters, ausgestellt vom Generalvikar und späteren Fürstbischof von Breslau Dr. Sebastian von Rostock am 9. Februar 1657, etwas Näheres über das Alter der Kirche. Als sie nämlich den PP. Franziskanern übergeben werden sollte, machte der Pfarrer von Leschnitz seine Rechte auf sie geltend, indem er eine Urkunde vorlegte, kraft welcher der Fürstbischof von Breslau, Johann Turzo, unter dem 25. Juni 1516 bestätigte, daß dieselbe Kirche, die nunmehr den Brüdern aus dem Orden des heiligen Franziskus von der strengeren Ob-servanz überlassen werden sollte, von einem gewissen Besizer an die Leschnitzer Pfarrkirche abgetreten wurde. Leider ist uns diese wichtige Urkunde aus dem Jahre 1516 nicht einmal in einer Abschrift erhalten geblieben. Wir wissen jetzt aber wenigstens, daß unsere Kirche noch vor der sogenannten Reformation, d. h. vor dem großen Ab-fall von der katholischen Kirche erbaut wurde.

Zu jener Zeit gehörte das Rittergut Boremba der adeligen Familie von Strzela, auch Strela, Stral, Strol

genannt; sie war in Oberschlesien weit verzweigt, besonders um den Annaberg herum. Ihre Verdienste um die Kirche, mit denen sich nur die Gaschinsche Familie vergleichen kann, rechtfertigen es, daß ihr Andenken der Vergessenheit entrißen wird.

Schon im Jahre 1312 begegnet uns in den Urkunden ein Nikolaus Strala, der 1316 als Erbherr auf Ottmuth bezeichnet wird. In demselben Jahre 1316 ist Peter Strala Besitzer von Rokitsch; er wird in den folgenden Jahren wiederholt als Zeuge genannt. 1363 kauft ein Stral von Raschau das Dorf Bziklo, Kr. Oppeln, und 1379 wird in der Stiftungsurkunde für das Kollegiatstift in Oberglogau Stephan Stral von Chechlaw als Zeuge beurfundet, der auch 1383 und noch 1386 als Zeuge austrat. 1388 sind als Zeugen genannt Stefflik Stral, der Alte, und Stefflik Stral, Hauptmann von Oberglogau. 1386 ist ein Stral von Wilkowiz Zeuge. Deschowiz finden wir bereits 1386 im Besitze eines Nikolaus Strzala, der 1417 noch einmal als Zeuge austritt. Endlich kommt noch ein Steppliko Stral vor als Gutsbesitzer in Miluano (Poln. Müllmen).

Im folgenden Jahrhundert begegnen uns außerdem noch Vertreter dieser altadeligen Familie als Besitzer von Dzielau und Grzendzin (1405), Oberwitz (1410), Kochcziz (1419), Czarnosin (1419), Byssoka (1421), Pawonkau (1424), Rauden (1437), Freibogtei Leschniz (1478), Trzchowitz (1482), Poremba und Wielmierzowiz (1485). Auch der geistliche Stand war in der Familie vertreten. 1412 ist in Breslau ein Domherr Johann Strzelan, und um 1464 verkauft ein Kanonikus Nikolaus Strzela ein Haus in Oberglogau, in welchem die Witwe des Stefan Stral bis zu ihrem Tode wohnen darf.

Aus einer wichtigen am 24. März 1485 von Bischof Johannes Roth zugunsten einer Messstiftung in der Kollegiatkirche zu Oppeln ausgestellten Urkunde erfahren wir, daß ein Besitzer der Rittergüter Freibogtei Leschniz, Deschowiz, Czarnosin, Poremba und Wernerzowiz (Wielmierzowiz) wiederkäuflich einen jährlichen Zins von zehn ungarischen Gulden aufnahm, zu gunsten einer Messstiftung in der Kollegiatkirche zu Oppeln. Damals hielt man es bekanntlich nicht für erlaubt, Geld auf Zinsen auszu-



P. Athanasius Kleinwächter.

leihen, weil das als Bucher angesehen wurde. Aber man wußte sich doch zu helfen. Man erwarb käuflich und wiederkäuflich einen jährlichen Zins, indem man eine Summe Geldes zahlte, wobei sich der Käufer verpflichtete, jährlich eine den Zinsen entsprechende Summe zu entrichten, jedoch so, daß er auch das ganze Kapital auf einmal zurückzahlen konnte und dadurch jede Verpflichtung los wurde; man nannte das Wiederverkauf. Der Besitzer von Boremba nahm also eine Grundschuld auf seine in der Urkunde genannten Güter auf.

Wer dieser Besitzer gewesen ist, erfahren wir aus einer anderen Urkunde, die Herzog Georg von Oppeln am Sonnabend vor dem Heiligen Geiste (Pfingsten, den 30. Mai) 1517 ausgestellt hat. Darin bezeugt der damalige Besitzer von Deschowitz, Nikolaus Strol, sein Vater Krystoff habe zu einer Stiftung in der Minoritenkirche zu Oppeln für 140 ungarische Gulden einen jährlichen Zins von 10 Mark auf das Gut Boremba wiederkäuflich übernommen. Dieses Gut habe dann sein Bruder Krysten als väterliches Erbteil erhalten und ihm (Nikolaus) abgetreten und aufgelassen. Wegen seines Vaters und seines Bruders Schulden, mit denen sie das Gut belastet hätten, hätte er es verpfänden müssen. Das habe aber der Herzog nur dann gestatten wollen, wenn er die genannte Summe und den jährlichen Zins auf ein anderes Gut übernehme und eintragen ließe. So habe er es auch getan.

Aus dieser Urkunde erfahren wir zuerst den Namen des Besitzers von Boremba zur Zeit, als die Kirche auf dem Sankt Annaberge erbaut wurde. Er war zugleich Vogt in Leschnitz. Als Besitzer der Freibogtei nennt eine Urkunde vom 2. November 1478 den Erbstet Strzala z Lesznice, der auch am 2. August 1480 als Kcziskie Strel von der Lesznitz und am 9. Januar 1493 als Krzistef Strzela Vogt zu Leschnitz Zeuge ist. Ihm gehörte außer Boremba noch Deschowitz, Czarnosin*) und Wielmierzowitz.

Welzel bemerkt in seiner Geschichte der Stadt Rosel S. 192: „Christoph (Christef) Strzel starb 1515 und

*) Czarnosin war auch ein altadeliger Besitz. Schon 1324 wird ein Hannus von Czarnosin urkundlich bezeugt.

hinterließ die Witwe Agnes und zwei Söhne, Nikolaus und Melchior.“ Von Nikolaus erfahren wir jedoch, daß er einen Bruder Krystken hatte, von dem er Poremba erwarb. Dieser scheint vor 1517, also wahrscheinlich 1515 gestorben zu sein, während sein Vater schon längst tot war. Denn erst nach seinem Tode konnte der Sohn und Erbe Krystken Schulden auf das Gut aufnehmen.

Außerdem werden noch zwei Töchter genannt: 1538 Haza, Tochter des † Krzystek Strzela z Leznice, Ehefrau des † Jan Rohowski, und 1540 Helena, Tochter des † Krzystek Leznicki, Ehefrau des Krzystek Talsenberg z Nietierzyna. Es werden wohl Töchter des jüngeren Christoph gewesen sein.

Die Güter Leschnitz und Deschowitz blieben je zur Hälfte Eigentum der Brüder Nikolaus und Melchior. Nikolaus übernahm die Grundschuld von Poremba auf seinen Anteil an Deschowitz, heiratete 1538 Magdalena, die Tochter des † Mikulas Rozlowski von Klein Patschin und 1540 Barbara, die Tochter des † Wacław Pelka von Borzislawitz. Das Gut Deschowitz war 1644 noch im Besitze der Familie Strzela. 1613 erwarb Frau Anna, verwitwete Strzela von Deschowitz und Leschnitz das Rittergut Poremba, das in den Besitz der Herrschaft Byrowa gelangt war, von Nikolaus Byrowski für 4200 Thaler schles., so daß es nach beinahe 100 Jahren wieder an die Familie Strzela zurückfiel. Doch schon 1637 tauschte es Graf Melchior Ferdinand von Byrowa gegen Centawa ein und es blieb nun bis 1783 im Besitz der Grafen von Gaschin.

Deschowitz wechselte später seine Besitzer. 1657 war Wladyslaw Twardaw auf Twardawa und Deschowitz Apostolischer Syndikus des Klosters in St. Annaberg und Zeuge bei der Stiftungsurkunde. 1697 verkauften Ferdinand Alex von Twardawa und 1705 Anton Ludwig von Twardawa ihre Anteile von Deschowitz an den Landes-einnehmer Friedrich Neumann von Neumannswalden.*) 1753 verkaufte Frau Schulzenhof das ganze Gut für 14 250 Thaler an Norbert Graf Colonna und nach dem

*) Friedrich starb 1714 und seine Ehefrau Anna Susanna 1715. Beide sind in der Klosterkirche begraben.

Tode des Grafen Philipp v. Colonna erbte es 1812 Graf Leopold von Gaschin, dem es bis zu seinem Tode 1848 verblieb. Er wurde 1852 in der Kreuzkirche begraben.

Melchior Strzela heiratete 1543 Anna, die Witwe des † Heinrich Bogrel auf Chrzeliß, Tochter des 1532 † Lucas Buchta von Buchtiß, starb 1560 und hinterließ seinen Anteil von Leschnitz seinem Sohne Adam. Später kam die Freibogtei in den Besitz der Familie von Slewiz und wechselte dann oft ihre Besitzer, bis sie nach dem Weltkriege parzelliert wurde und so ihr Ende fand.

Im Jahre 1516, als die St. Annakirche der Pfarrei Leschnitz übergeben wurde, war Nikolaus Strol der Besitzer von Boremba und der Kirche, aber sicher nicht der Erbauer. Als solcher kommt nur der Vater Christoph und sein Sohn Christel in Betracht. Beide nahmen auf das Gut Boremba eine Grundschuld auf, und man wird die Vermutung begründet finden, daß diese Schulden mit dem Kirchenbau im Zusammenhange stehen, denn es ist doch auffallend, daß gerade Boremba, in dem einen Falle allein, im andern mit allen Gütern zusammen belastet wurde.

Ein solches Unternehmen erforderte natürlich viel bares Geld und gewiß mehr, als dem sonst begüterten Besitzer der genannten Rittergüter zur Verfügung stand. Er wird daher wiederholt Anleihen gemacht haben, von denen wir über zwei zufällig Kenntniz erhalten haben. Solange wir nicht andere Urkunden zu Gesicht bekommen, dürfen wir demnach den Christoph Strzela oder Strel und seinen Sohn Christel für die Erbauer der Kirche halten, deren Bau etwa um 1480 begonnen wurde. Da sie mit der Kirche auch die geräumige Krypta unter dem Hochaltar erbaut haben, ist es sehr wahrscheinlich, daß beide darin ihre letzte Ruhestätte gefunden haben. Es ist recht und billig, daß ihr Andenken in Ehren gehalten wird.

In der Nähe der Kirche, besonders auf ihrer Ostseite, hat man verschiedentlich Funde gemacht, die darauf schließen lassen, daß dort ein Friedhof lag, bevor das Kloster gegründet wurde. Auch in der Nähe des jetzigen Wirtschaftsgebäudes nach dem Garten zu hat man schon in alter Zeit und auch noch im Anfang des gegenwärtigen Jahr-

hundert's Totengebeine und sogar Bretter von Särgen gefunden, ein Zeichen, daß man auch hier, wo der Boden weniger Schwierigkeiten bot, einen Friedhof angelegt hatte. Aber für wen? Eine Gemeinde Annaberg gab es damals noch nicht, und die nächst gelegenen Orte hatten mit Ausnahme von Poremba ihre eigenen Kirchhöfe. Wir erfahren jedoch aus den Verhandlungen bei der Übergabe der Kirche an die PP. Franziskaner, daß schon vorher manche Gläubige aus Verehrung zur heiligen Anna sich hier begraben lassen wollten.

Welches mag wohl die Veranlassung dazu gewesen sein, daß der edle Christoph Stroll den Entschluß faßte, auf dem Berge eine für die damaligen Verhältnisse so große und schöne Kirche zu bauen? Die alte Klosterchronik berichtet, daß im Jahre 1682 die neunzigjährige Frau Justina Lenza bei einem Verhör vor dem Magistrat in Leschnitz bezeugte, sie habe in ihrer Jugendzeit von ihren Altvorderen vernommen, daß man, noch bevor die Fundamente zu dieser Kirche gelegt worden seien, oft gesehen habe, wie der Berg in einem hellen, mild strahlenden Glanze erleuchtet habe, so daß alle darüber gestaunt hätten. Auch seien an bestimmten Stellen (wahrscheinlich dort, wo später die Leidenskapellen erbaut wurden), brennende Fackeln und Lichter gesehen worden. Dieses gewiß glaubwürdige Zeugnis bestätigt nicht allein das hohe Alter der Kirche, wie sie im Jahre 1682 dastand und seitdem unverändert blieb, sondern läßt uns auch vermuten, daß außergewöhnliche Ereignisse den Anlaß zum Bau derselben gegeben haben. Gerade damals hatte die Verehrung der heiligen Anna einen neuen Aufschwung genommen, und es ist anzunehmen, daß auch die Besitzer von Poremba eine besondere Andacht zu ihr hatten, vielleicht sogar durch ihre Fürbitte außerordentliche Gnaden erhielten. Die Lichterscheinungen auf dem Berge konnten sie leicht in dem Sinne deuten, es sei Gottes Wille, daß hier eine Kirche zu Ehren der heiligen Anna erbaut werde. Sollte das Gnadenbild schon damals hier gewesen sein, so wäre das Unternehmen noch leichter zu erklären.

Über die weiteren Schicksale der Kirche erfahren wir lange Zeit nichts Näheres. Erst eine kurze, aber wichtige Bemerkung in dem amtlichen Berichte, welchen im Jahre

1599 wahrscheinlich der Archidiacon Johann Runa erreicht hat, wirft einen Lichtstrahl in ihre Geschichte in den vorhergehenden Jahrzehnten. Ein Jahr nach der Übergabe unserer Kirche an die Pfarrei Leschnitz erschütterte die sogenannte Reformation die bis dahin im Glauben geeinte Christenheit und spaltete die Bevölkerung Deutschlands. Ein starker Ast wurde vom Baume, den Christus gepflanzt, gewaltsam abgebrochen und vertrocknete allmählich. Die von der katholischen Kirche abgefallenen Protestanten bekämpften ihre früheren Glaubensbrüder und wurden von diesen bekämpft. Der Irrglaube breitete sich immer weiter aus, auch in der Gegend um den Annaberg. In Byrowa setzte der protestantische Gutsbesitzer Georg Friedrich v. Byrowski den Sohn eines Schuhmachers als Pfarrer ein. Hauptmann Georg von Redern, Pfandherr auf Gr. Strehlitz, dem auch Leschnitz und 14 Dörfer unterstanden, war ein rücksichtsloser Protestant, der unbekümmert um die eingegangenen Verpflichtungen überall den Protestantismus einzuführen versuchte. Den katholischen Pfarrer von Salesche beraubte er seiner Einkünfte und begünstigte in Leschnitz den Eindringling Valentin Sartorius, der, wie der oben erwähnte Bericht sagt, bloß dem Namen nach katholisch war. Wo von ihm und der Leschnitzer Pfarrkirche die Rede ist, schaltet der Bericht eine Bemerkung über den Annaberg ein:

„Auf diese Kirche muß sorgfältig geachtet werden wegen der zu ihr gehörigen Filiale auf dem St. Annaberge, zu der alljährlich eine zahlreiche (berühmte) Wallfahrt stattfindet. Diese Kirche ist schon einmal in die Hände der Häretiker gekommen, und es hat nicht geringe Mühe gekostet, sie wiederzugewinnen.“

Das Heiligtum der heiligen Anna war also schon damals als Wallfahrtsort berühmt und am Feste der Heiligen von zahlreichen Pilgern besucht. Welche Bedeutung dieses Kirchlein hatte, beweisen am besten die Kämpfe um seinen Besitz. In dem Berichte wird ausdrücklich bemerkt, was aber auch sonst bekannt ist, daß die Protestanten nicht viel vom Wallfahren halten. Wenn sie hier eine Ausnahme machten, obschon die Kirche von den umliegenden Dörfern weit abgelegen war, so müssen sie den Einfluß des Wallfahrtsortes sehr hoch eingeschätzt haben.

Nachdem die Katholiken sich diese Gnadenkirche wieder erkämpft hatten, besorgte der Leschnitzer Pfarrer den gewöhnlichen Gottesdienst, aber nur an gewissen Festtagen im Jahre. Eine günstige Wendung trat erst ein, als im Jahre 1656 die Kirche den PP. Franziskanern übergeben wurde. Der Graf Gaschin tat sein Möglichstes, um die Kirche würdig auszustatten, und die Patres verstanden es, den Wallfahrtsort zur höchsten Stufe zu erheben. Bald nach ihrem feierlichen Einzuge, nämlich am 31. März 1673, erhielt die Kirche ihre Vollendung durch die feierliche Konsekration, welche der Weihbischof Neander von Petersheide vornahm, der auch alle sieben Altäre und die beiden Glocken zu Ehren der heiligen Anna und des heiligen Franziskus weihte. Seitdem sind an der Kirche keine größeren Veränderungen vorgenommen worden. In ihrem Innern stattete man sie freilich immer besser aus. Die jetzigen Aufsätze der Seitenaltäre stammen aus den letzten zehn Jahren des achtzehnten Jahrhunderts, desgleichen die Beichtstühle und die Bänke, welche, schon altersschwach, jetzt durch neue ersetzt wurden. Der Hochaltar hingegen wurde im Jahre 1898 aufgestellt und im Jahre 1900 vom Franziskanerbischof P. Bernard Döbbing feierlich konsekriert. *) Im Jahre 1884 wurde die Kirche in ihrem Innern gründlich ausgebessert und vom Maler Krachwitz aus Frankenstein mit Ölfarben ausgemalt. Die Kosten in Höhe von 4000 Mark übernahm der Fürstbischof Robert Herzog aus besonderer Zuneigung und Andacht zur heiligen Mutter Anna. In ihrem Äußeren hat die Kirche nur Ausbesserungen, aber keine bedeutenden Veränderungen erfahren. Im Jahre 1853 wurde auf der Nordseite der Puz erneuert. Hierbei bekleidete man die Pfeiler mit einer Ziegelsteinschicht, wodurch ihre jetzige unschöne Form entstand. Das St. Annakapellchen an der äußeren Nordseite des Chores wurde im Jahre 1804 errichtet, „damit die Gläubigen, auch wenn die Kirche verschlossen ist, vor dem Bilde der heiligen Anna ihre Andacht verrichten können.“

So ist die St. Annakirche ein ehrwürdiges Denkmal aus alter Zeit und eine reichlich fließende Gnadenquelle für das oberschlesische Volk.

*) Am Feste Kreuz-Erhöhung, den 7. September.

5. Das Gnadenbild der heiligen Anna zu St. Annaberg.

„Die Bildsäulen der Herrscher pflegen, obwohl sie ohne Recht und Sprache sind, zuweilen den mit Seele und Vernunft begabten Menschen zu Hilfe zu kommen, wenn sie zu ihnen Zuflucht nehmen, nicht weil sie aus Erz gegossen sind, sondern weil sie das Bild des Fürsten tragen.“

(St. Chrysostomus.)

Nirgends gibt es wohl einen Wallfahrtsort ohne ein Gnadenbild. Die Gnadenstätte ist entweder der erhabenen Gottesmutter oder sonst einem Heiligen geweiht und besitzt ein Bild, das vom Volke als Gnadenbild verehrt wird. Jedermann weiß nun, daß die Verehrung nicht dem Bilde als solchem gilt, sondern der heiligen, von Gott verherrlichten Person, die es darstellt. Und wenn von einem Gnadenbilde die Rede ist, so versteht kein vernünftiger Mensch darunter ein Bild, das Gnaden zu spenden vermag, sondern ein Bild, dessen sich Gott bedient, um den Verehrern des dargestellten Heiligen eine Gnade zu erweisen. Gnade ist ein freies Geschenk der Güte des Allmächtigen, der seine Gaben, besonders die außergewöhnlichen, gibt, wem und wie er will, abhängig oder unabhängig von der Mitwirkung des Menschen. Weil der Mensch aus Leib und Seele besteht, bedient sich der Herr oftmals auch sichtbarer Zeichen, um daran die unsichtbare Gnade zu knüpfen. Der Prophet Elias verordnete dem Naaman, daß er sich siebenmal im Jordan wäsche, um von seinem Aussatz geheilt zu werden. Auch der Blindgeborene mußte sich im Teiche Siloe waschen und erhielt so das Augenlicht. Dem Taubstummen legte der Heiland die Finger in die Ohren und berührte mit Speichel seine Zunge, weil er ihn so von dem doppelten Gebrechen befreien wollte, obschon er es ohne diese Außerlichkeiten ebenso leicht hätte erreichen können. In seiner

unendlichen Weisheit hat er ja auch in den heiligen Sakramenten der Kirche die größten geistigen Gnaden an äußere Zeichen geknüpft und das Heil der Seele davon abhängig gemacht.

Man braucht sich daher nicht zu wundern, wenn er gewisse außergewöhnliche Wohltaten an den Besuch bestimmter Orte, die man deshalb Gnadenorte nennt, oder an die Verehrung eines Heiligen vor einem bestimmten Bilde desselben knüpft und dieses dadurch zum Gnadenbilde macht. Ein solches Gnadenbild ist nun die Figur der heiligen Anna über dem Hochaltar der Gnadenkirche in St. Annaberg. Die Figur ist in Lindenholz geschnitten, ohne Sockel 54 cm hoch und stellt die heilige Anna dar, wie sie auf dem linken Arme ihre Tochter, die allerseeligste Jungfrau Maria, und auf dem rechten ihr Enkelkind, den göttlichen Heiland, trägt. Das Mittelalter liebte diese Darstellung, weil darin die ganze Würde der heiligen Anna zum Ausdruck kommt. Sie trug ja die beiden heiligsten Personen auf ihren Armen; daß es nicht gleichzeitig geschah, versteht sich von selbst und verschlägt gar nichts.

Über den Ursprung eines Gnadenbildes wird man selten zuverlässige Nachrichten besitzen. Das ist leicht zu erklären. Das gläubige Volk fragt nicht viel nach der Herkunft eines Bildes und ist zufrieden, wenn es in seinem Anliegen Hilfe findet. Der Hilfsbedürftige ist froh, wenn er weiß, wo andere Hilfe gefunden haben; dorthin geht auch er mit Vertrauen, und hat er gefunden, was er sich wünschte, so weist er andere Hilfesuchende an dieselbe Heilsquelle. Dadurch wird der Gnadenort in immer weiteren Kreisen bekannt. Das Bild bedarf keines Ausweises als Gnadenbild und keiner polizeilichen Anmeldung; es ist da, schon seit Menschengedenken, und niemand hat gefragt, woher es kam. Erst viel später stellt sich die Wißbegierde ein, um nach dem Ursprunge zu forschen, aber dann ist es fast immer schon zu spät. Die genaue Auskunft geben konnten, sind längst in kühler Erde und haben keinerlei schriftliche Aufzeichnungen hinterlassen. Jetzt macht die Phantasie ihre Rechte geltend und beginnt um das Bild einen Schleier von Sagen zu weben, der zwar schön aussieht, aber die Wahrheit verhüllt.



Die ersten Patres auf dem Sankt Annaberg nach dem Kulturkampf.
 Oben von links nach rechts: P. Andreas, P. Cornelius, P. Casimir
 unten: P. Hilarius, P. Athanasius, P. Alfons.

Ähnlich erging es dem Gnadenbild der heiligen Anna auf dem Berge. Als der erste Chronist zu schreiben begann, suchte er vergebens nach älteren Nachrichten über das Gnadenbild. Er fand nichts außer einer Abschrift der Pergamenturkunde, welche die Patres bei Übernahme der Kirche auf der Rückseite des Gnadenbildes angeklebt fanden. Sie bezieht sich jedoch nicht auf das Gnadenbild, sondern auf die im Haupte desselben eingelassenen Reliquien der heiligen Anna.

Auf das Alter des Gnadenbildes können wir höchstens aus seiner künstlerischen Ausführung schließen. Wie die Kunstgeschichte lehrt, hat jede Zeit ihre eigenen Formen und besonderen Kennzeichen, an denen man ungefähr erkennen kann, aus welcher Zeit, aus welcher Kunstschule und zuweilen auch aus welchem Lande ein künstlerisches Gebilde stammt. Bezüglich des St. Anna-Gnadenbildes stimmen nun die Sachverständigen darin überein, daß es dem 15. Jahrhundert angehört, und sind nur verschiedener Meinung darüber, ob seine Entstehung in die erste oder zweite Hälfte desselben zu setzen ist, also entweder vor den Bau der Kirche, oder in die Zeit ihrer Erbauung. Es ist möglich, daß unser Gnadenbild schon vorher auf dem Berge sich befand und so den Bau der Kirche mit veranlaßte; wahrscheinlicher aber ist es, daß der Erbauer es für die neue Kirche anfertigen ließ. Die Verehrung der heiligen Anna, die nunmehr einsetzte, ging naturgemäß auf das Bild über, und so wurde es in Folge zahlreicher Gebetserhörungen zum Gnadenbilde.

Sehr zu bedauern ist es, daß wir über die Gnadenweisungen aus den ersten 200 Jahren so gut wie gar keine nähere Nachricht besitzen. Aus Verhandlungen im Jahre 1711 erfahren wir zufällig, daß bis dahin schon zahlreiche silberne Weihgeschenke der heiligen Anna geopfert waren, die leider im Jahre 1779 mit vielen anderen bei einem Einbruch in die Kirche von Dieben geraubt wurden, so daß sie uns keine Auskunft über den Anlaß ihrer Herkunft geben können. Nachdem die Franziskaner diesen Gnadenort übernommen hatten, zeichneten sie wenigstens einige auffallende Gebetserhörungen und wunderbare Ereignisse auf, soweit sie zu ihrer Kenntniss gelangten. Als später im Jahre 1764 die feierlichen Kalvarienandach-

ten eingeführt wurden, verfaßte P. Wazmanski das polnische und deutsche Kalvarienbüchlein, dem er eine kurze Beschreibung des Gnadenbildes beifügte und dabei die Bemerkung einslocht: „Man findet so viele undankbare Menschen, die nach Empfang einiger Gnaden fröhlich nach Hause ziehen, ohne solches anzuzeigen, damit derlei besondere Gnaden zur Vermehrung der Andacht und des Vertrauens zur heiligen Anna in die Klosterbücher eingetragen werden möchten. Einfältige Leute hingegen, die von dieser Gewohnheit nichts wissen, geben uns auch keine dergleichen Nachrichten, so kommen die besonderen Gnaden und Wunder der heiligen Anna durch Nachlässigkeit der Menschen gar in Vergessenheit. Deswegen bitten wir, zur größeren Ehre Gottes und Mehrung der Andacht zur heiligen Anna und zum Leiden Christi sowie seiner schmerzhaften Mutter, daß ein jeder, der eine besondere Gnade von Gott allhier entweder durch die Fürbitte der heiligen Anna oder auch bei einem Geheimnisse des Leidens Christi empfangen, oder wenn jemand von derartigen Gnaden und Wundern durch glaubwürdige Personen eine solche Kenntnis hat, dieses auf sein gutes Gewissen vor dem Obern des Klosters oder einem anderen Ordensgeistlichen, welcher zur Aufzeichnung der Gnaden der heiligen Anna allhier bestimmt ist, treu bekennen, solches mit einem Eide bekräftigen möge, auf daß alles dieses zum ewigen Andenken in die hierzu gefertigten Bücher eingetragen und seiner Zeit der höchsten Kirchenbehörde zur Kenntnis und Approbation eingereicht werden könne und auch andere zu noch größerer Andacht zur heiligen Anna bewogen werden.“

Diese Mahnung des Chronisten blieb nicht ohne Erfolg. Es meldeten sich Personen, die sich von dem Vorwurf der Undankbarkeit getroffen fühlten, und brachten nachträglich zur Kenntnis, was sie der heiligen Anna an diesem Gnadenorte zu verdanken hatten. Nur einige dieser Berichte mögen hier erwähnt werden, wobei dem Gebote Papst Urbans VIII. entsprechend betont wird, daß diesen Berichten nicht der Wert einer kirchlichen Entscheidung zukommt, sondern nur das Ansehen gut beglaubigter menschlicher Zeugnisse.

Am Oktavtage des St. Annafestes im Jahre 1682 geschah in der Klosterkirche ein offenes Wunder. Die

Frau Anna Gorel (Gorelowa) aus Niezdrowiez war schon seit beinahe drei Jahren ganz erblindet. In ihrer Bedrängnis machte sie ein Gelübde und unternahm eine Wallfahrt zum Gnadenbilde, wo sie während der ganzen heiligen Messe auf dem Boden hingestreckt betete. In dem Augenblick, da sie sich erhob, sah sie zuerst das Gnadenbild, dann den Altar und die Anwesenden in der Kirche; sie war vollständig und dauernd von ihrer Blindheit geheilt.

Im Jahre 1689 bezeugte der Pfarrer von Wyssoka, daß eine seit sechs Jahren gelähmte Frau, die sich mit großer Mühe zum Gnadenorte hingeschleppt hatte, vollständig gesund nach Hause zurückgekehrt sei.

Am 14. September 1691 erschien hier ein adliger Herr, Andreas von Witkowski aus Krakau, mit seiner Gemahlin Magdalena, um ein Gelübde zu erfüllen. Er hatte von seiner Schwägerin, die in Slawenzitz wohnte, vernommen, daß hier durch die Fürbitte der heiligen Anna viele Menschen besondere Gnaden erlangt haben. Da er seit vier Jahren an Gallensteinen litt, machte er das Gelübde, diesen Gnadenort zu besuchen, desgleichen seine Gattin, die auch krank darniederlag. Beide fühlten alsbald eine bedeutende Besserung und wurden nach kurzer Zeit ganz gesund. Die Frau bezeugte, sie habe während ihrer Krankheit im Traume die heilige Anna auf einer Wiese am Fuße des Berges und auch die Kirche mit dem Kloster genau so, wie sie hier stehen, geschaut. Nachdem sie die heiligen Sakramente empfangen, opferten sie aus Dankbarkeit zwei Kerzen aus weißem Wachs und ein Almosen für heilige Messen.

Aus dem Jahre 1692 werden nicht weniger als sechs wunderbare Heilungen von schweren Krankheiten berichtet: darunter befanden sich Personen aus Oberglogau, Gerautowitz und Koschentin.

Der Graf Colonna auf Gr. Strehlitz opferte im Jahre 1701 eine Wachskerze im Gewichte seines zweijährigen Söhnchens Franz Karl, geb. 21. 12. 1699, welches plötzlich von einer tödlichen Krankheit geheilt wurde, als die Eltern das Gelübde machten, das Gnadenbild auf dem St. Annaberge zu besuchen.

Am 19. August 1705 brachte die Gräfin von Patschin ihr zweijähriges Kind zum Kloster und bezeugte, sie habe

bei einer schweren Erkrankung ihres Söhnchens zu Ehren der heiligen Anna gelobt, zwei Goldgulden und ein Almosen zu opfern, worauf alsbald die Heilung erfolgt sei.

Im Jahre 1710 wurde der Pfarrer Adam Bimer aus Slawenzitz, wie er hier persönlich erklärte, von einer schweren Erkrankung geheilt, nachdem er das Gelübde, nach St. Anna zu wallfahren, gemacht hatte, was er alsbald mit dankbarem Herzen erfüllte.

Elisabeth Enselinski, eine Dame von vornehmer Geburt aus Breslau, litt an einem Augenleiden, das eine vollständige Erblindung zur Folge hatte. Alle ärztlichen Heilmittel erwiesen sich als erfolglos, obschon sie einen großen Theil ihres Vermögens dafür verwendet hatte. Da gelobte sie eine Wallfahrt nach St. Annaberg, wurde gesund und kam zu Fuß in die Gnadenkirche, um ihrer Wohltäterin Dank zu sagen.

Aus dem folgenden Jahre 1715 werden zwei Heilungen von Erblindeten berichtet, eine aus Lublinitz, die andere aus Friedersdorf, Kr. Neustadt.

Es würde zu weit führen, wenn hier alle wunderbaren Heilungen, von denen die Ordenschronik fast alle Jahre zu berichten hat, einzeln erwähnt werden sollten. Unter den Verehrern der heiligen Anna zeichneten sich die Familien der Grafen Colonna und Gaschin besonders aus; daher ist es nicht zu verwundern, daß sie auch besondere Gnaden von ihr erhielten.

Um 1750 übertrug Graf Samuel Leonhard v. Colonna wegen Altersschwäche seinem Sohne Norbert die Verwaltung der Herrschaft Groß Strehlig. Bereits 1736 hatte ein bedenkliches Leiden den Grafen auf das Krankenlager geworfen. Norbert war, eingedenk der großen Verehrung, welche sein Vater gegen die hl. Anna hegte, nach dem Annaberge geeilt und hatte von den Patres das hl. Opfer für den Schwerkranken darbringen lassen. Dieser genas darauf*).

Im Jahre 1755 weilte Graf Ferdinand von Gaschin im Schlosse Byrowa und wurde ernstlich krank. Die vom Arzte verordneten Heilmittel brachten keine Vinderung; der Zustand verschlimmerte sich so bedenklich, daß sein Beicht-

*) Nowak, die Reichsgrafen Colonna, S. 43.

vater P. Andreas begann, ihn auf den Tod vorzubereiten. Als auch der P. Guardian aus dem Kloster herbeieilte, kam ihm ein Bote entgegen mit der Nachricht, der Graf liege bereits im Sterben. Auf den Rat seines Beichtvaters machte der Graf das Gelübde, das Gnadenbild zu besuchen, falls er wieder gesund würde. Als bald nahm die Krankheit zum Staunen der Ärzte eine wunderbare Wendung, und in kürzester Zeit erhielt er seine frühere Gesundheit wieder.

Der Verwalter des Zhyrowaer Gutes, Andreas Gorizka, zog sich auf einer Reise eine schwere Krankheit zu und lag hoffnungslos darnieder. Auch er war ein großer Verehrer der heiligen Anna. Eines Tages schien es ihm, als trete jemand in sein Zimmer. Während er umherschaute, erblickte er an der Wand ein Bild der Heiligen, welches er nie besessen hatte. Erstaunt wandte er sich voll Vertrauen im Gebete zur heiligen Anna und glaubte die Worte zu vernehmen: „Du wirst gesund werden.“ Er brach in Dankesworte aus, und als er wieder nach dem Bilde schaute, war es verschwunden. Am anderen Morgen kam die Krankenpflegerin und wollte ihm Medizin reichen, aber der Kranke weigerte sich sie zu nehmen, indem er versicherte: „Ich brauche keine Medizin und keinen Arzt mehr.“ In ihrer Angst eilte sie zum Grafen, denn sie meinte, der Kranke rede irre. Der Graf kam alsbald mit der Gräfin herbei und redete dem Kranken zu, er möge doch die Medizin einnehmen. Aber der Kranke lehnte es ab mit den Worten: „Ich werde bald gesund sein.“ Man dachte schon, es ginge mit ihm zu Ende, und begann von seinem Tode und Begräbnis zu sprechen. Aber am anderen Tage fühlte sich der Verwalter bedeutend wohler, und am dritten Tage war er völlig gesund, kam auf den Berg und sagte der heiligen Anna innigen Dank. Nach sieben Jahren wurde ihm eine neue Gnade zuteil. Sein Dienstmädchen setzte sich eines Tages, das kleine Töchterchen Franziska auf dem Arme tragend, auf den Rand des Fensters, verlor das Gleichgewicht und stürzte mit dem Kinde neun Ellen tief auf das Steinpflaster. In der Gefahr rief das Dienstmädchen die heilige Anna um ihre Hilfe an. Durch ihr Rufen erschreckt, liefen die Hausbewohner herbei, und als die Eltern sahen, was geschehen war, singen

sie laut zu weinen an, denn sie glaubten, beide seien tot. Groß war aber ihre Freude und nicht weniger ihr Erstaunen, als sie beide unverletzt fanden. Das Dienstmädchen war mit dem Schrecken davongekommen, während das Kind seine Mutter unschuldig anlächelte. Alle aber erkannten und priesen die Macht der heiligen Anna.

Eigenartig war die Hilfe, welche drei Personen auf die Fürbitte der heiligen Anna erlangten. Im Jahre 1763 begab sich eine größere Anzahl von Menschen nach Krappitz, wo gerade ein Markt abgehalten wurde. Sie mußten auf einer Fähre über die Oder setzen. Der Fährmann wollte es sich bequem machen oder überschätzte die Tragfähigkeit des Fahrzeuges und nahm so viele Menschen, Wagen und Tiere auf, daß die Fähre in dem angeschwollenen Flusse versank. Nur drei Personen, welche, sobald sie die Gefahr bemerkten, die Fürbitte der heiligen Anna anriefen, wurden gerettet: ein Schmied aus Kalinow, der an einem Gitter für das Gnadenbild arbeitete, eine Frau aus Annaberg, deren Sohn oft bei der heiligen Messe diente, und eine dritte Person, die von einem auf der Fähre befindlichen Ochsenpaare ans Ufer gezogen wurde. Sie alle schrieben ihre Rettung einzig der heiligen Anna zu. Die Frau erzählte, es wäre ihr gewesen, als hätte ihr jemand eine Stange zugereicht, mit deren Hilfe sie aus dem Schiffbruch gerettet wurde.

Glücklicher noch waren im Jahre 1770 die Frauen Dorothea Gert, Marianna Seybert, Marianna Bentschyn und Anna Maria Schreiber, die auf einer Wallfahrt nach St. Annaberg am 1. Mai über die Oder fuhren und an derselben Stelle bei Krappitz in die hochgehenden Wogen fielen. Mit Vertrauen riefen sie in ihrer Angst: „O heilige Anna! Heilige Anna hilf uns!“ Alle kamen glücklich ans Ufer und bezeugten, daß sie nur durch die wunderbare Hilfe der heiligen Anna dem Tode entronnen seien.

Daß auch in neuerer und neuester Zeit die Hilfe der glorreichen Patronin des Annaberges nicht umsonst angefleht wird, bezeugen folgende Berichte der Klosterchronik:

Im Jahre 1888 kam an der Vigil des Festes der heiligen Anna aus Zwittau in Mähren die Jungfrau Hildegard Sponer, von einer anderen Jungfrau begleitet,

nach St. Annaberg, um Genesung zu suchen, da sie stumm war. Am Feste der heiligen Anna eilte sie in aller Frühe in die Kirche, und nachdem sie innig um Erhörung gefleht, wurde während der ersten heiligen Messe ihre Bitte erfüllt, so daß sie den vollen Gebrauch der Sprache wieder erlangte. Der Pfarrer des Ortes bestätigte dem Guardian P. Athanasius Kleinwächter die wunderbare Heilung.

Der folgende Bericht sei mit den schlichten Worten der glücklichen Mutter wiedergegeben, deren Kind auf die Fürbitte der heiligen Anna geheilt wurde. „Mit 4 Jahren wurde mein Sohn krank und konnte nicht gehen. Wo ich ihn hinlegte, da blieb er liegen. Wir hatten drei Ärzte, und keiner konnte helfen. Wir hatten ihn $\frac{3}{4}$ Jahr im Kloster in Oppeln, auch war er im Bade Goczalkowiz und Pleß. Dort war Jagd. Zurzeit war unser Kaiser dort, und so ist er auch vom kaiserlichen Leibarzt untersucht worden, aber es erfolgte keine Besserung. Da nahm ich 1900 die Zuflucht nach Annaberg, opferte ihn der heiligen Mutter Anna und ging die Kalvarie mit ihm. Ich mußte ihn tragen, und man sagte mir, er würde mir zu schwer werden, aber er wollte nicht fort von mir. Ich sagte: Laßt es sein, die liebe heilige Mutter Anna wird mir tragen helfen, und es wird mir nicht schwer werden'. Ich trug ihn die ganze Kalvarie, und als wir hinauf kamen, da hatte er eine ganz andere Farbe angenommen und stellte sich auf die Beine und kaufte sich etwas. Wir waren zu der Zeit in D.; so fuhr ich mit der Bahn wieder nach D. Da man uns mit dem Wagen abholte, konnte er schon in den Wagen steigen. Mein Mann machte ihm ein Paar Krücken, und so ging er mit Krücken. 1901 fuhr ich wieder nach Annaberg, und wie ich zurückkam, kam er mir entgegen, warf auf dem Bahnhof die eine Krücke weg und sagte: 'Ich kann mit einer Krücke besser gehen'. 1902 fuhr ich wieder nach Annaberg, und wie ich zurückkam warf er die zweite Krücke weg und konnte ohne Krücke laufen. Er war so glücklich, daß er laufen konnte; da sagte er: 'Muttel, nächstes Jahr fahren wir beide nach Annaberg'. Und so ist er gelaufen zu Fuß und den Oelberg hinaufgestiegen. Wie er oben war, sagte er: 'Muttel, hier möchte ich wohnen, hier möchte ich sein, es ist so schön!' Er suchte den besten Weg, wo er gut laufen konnte,

trug das Gepäck und wurde nicht müde. Zu Weihnachten sagte er: „Mein liebes Muttel, erst wirfst du den Vater begraben und dann wirfst du mich begraben“. Und richtig; den 7. Januar starb mein Mann, und zehn Tage darauf wurde mein lieber Sohn krank, und drei Tage später war er tot. Als ich ihm sagte: „Wir werden einen Arzt holen“, sagte er: „Ich habe nur zu einem höheren Arzte Vertrauen“, und da ich so klagte, sprach er: „Weine nicht, liebe Mutter, die Welt ist stürmisch und schlecht; wenn ich sterbe, dann weißt du, wo ich bin“. Mein Sohn heißt Josef, ich heiße Anna R. . .“

Noch einen Bericht wollen wir vernehmen von einer Ehrw. Schulschwester, die also schreibt: „Auf Euer Hochwürden Wunsch teile ich mit, was mir in meinen Kinderjahren erzählt wurde, wie die heilige Mutter Anna in Annaberg mir geholfen hat. Ich soll, wie man mir sagte, etwa $\frac{1}{2}$ Jahr alt gewesen sein, als ich vom Sofa fiel; das Kindermädchen wollte dies verhüten und faßte mich am rechten Beinchen. Von da an schrie und weinte ich Tag und Nacht. Das rechte Knie schwellte an. Die vielen Kuren, welche angewendet wurden, brachten keine Besserung. Schon drei Jahre alt, konnte ich noch nicht laufen; das Knie hatte eine offene Wunde. Da nahm mein Vater seine Zuflucht zur heiligen Mutter Anna, wallfahrte nach Annaberg und versprach, täglich ein Vater und ein Ave zu Ehren der heiligen Mutter Anna bis zu meiner ersten heiligen Kommunion selbst zu beten, danach mit mir eine Wallfahrt nach Annaberg zu machen; von da an sollte ich selber das Vater unser und Ave bis zum Tode beten. Von nun an ging es mit der Heilung vorwärts; in nicht gar langer Zeit konnte ich gehen, laufen und springen, ohne lahm zu gehen. Der Vater erfüllte sein Gelübde; im Jahre 1876 reiste er mit mir nach Annaberg. Auf dem Berge erzählte er mir den Zweck unserer Wallfahrt und sagte mir zum ersten Male, daß ich von jetzt an das Vater und Ave beten müßte, was er bisher jahrelang getan hatte. In meinem Berufe als Kindergärtnerin muß ich viel gehen und stehen; trotzdem macht mir das Knie, welches eine viereckige Form mit einer Vertiefung hat, keine Beschwerde, so daß ich schon 42 Jahre den anstrengenden Berufspflichten nachkommen kann; nur das Treppenhinabgehen sieht



Foto: Max Glauer, Oppeln.
Sankt Annaberg von der Kalvarie aus gesehen.

unschön aus, ist aber schmerzlos. Der lieben heiligen Mutter Anna sei Lob, Dank und Ehre."

Sehr zahlreich sind auch die Votivgeschenke, welche im Laufe der Jahrhunderte von dankbaren Wallfahrern geopfert wurden, damit sie Zeugnis ablegen möchten von den Gnaden, welche auf die Fürbitte der heiligen Anna hier den Hilfsbedürftigen zuteil geworden sind. Leider wurden, wie schon bemerkt wurde, im Jahre 1779 alle bis dahin geopfert von Einbrechern geraubt, und im Jahre 1809 mußten auf Geheiß des Königs 98 goldene und silberne Weihegeschenke abgegeben werden; dennoch waren ein Jahr später bei der Säkularisation noch vorhanden: an silbernen Votivgeschenken 13 Pfund 9 Loth und ein silbernes Kleid im Gewicht von 5 Pfund. Das Kleid war mit dem Gräflich Gaschinschen Wappen versehen. Aber auch diese Geschenke sind verschwunden, so daß verhältnismäßig wenige und fast nur solche aus neuerer Zeit vorhanden sind, weil viele auch während des sogenannten Kulturkampfes abhanden gekommen sind.

Diese stummen, aber zuverlässigen Zeugen der Dankbarkeit für so zahlreiche auf die Fürbitte der heiligen Anna erhaltene Wohltaten sind eine schöne Zierde des Gnadenbildes. Meistens wurden sie ohne jede Bemerkung auf den Altar der heiligen Anna niedergelegt, weil die Bescheidenheit der Beglückten die Öffentlichkeit scheute. Die Gläubigen sind sich jedoch wohl bewußt, daß die in zeitlicher Not erhaltene Hilfe nicht zu vergleichen ist mit den Gnaden, welche an dieser heiligen Stätte den unsterblichen Seelen zuteil werden. Diese Gnaden, welche nur dem Allwissenden bekannt sind, machen den St. Annaberg eigentlich erst zum Wallfahrtsort und das Bild der heiligen Anna zu einem wahren Gnadenbild.

6. Die Reliquie der heiligen Anna in St. Annaberg.

„Christus, der Herr, hat uns in den Reliquien der Heiligen gleichsam Quellen des Heiles eröffnet, aus denen für uns sehr viele Wohltaten entspringen.“

(St. Johannes Damascenus.)

Wie schon bemerkt wurde, fanden die ersten Franziskaner bei der Übernahme der Kirche auf der Rückseite des Gnadenbildes eine Pergamenturkunde, deren Inhalt uns jedoch nur in einer Abschrift vom Chronisten überliefert wurde. Sie lautet in getreuer Übersetzung:

„Partikel (d. h. ein kleiner Teil) vom Gebein der heiligen Anna, der Mutter der glorreichen Jungfrau. Sie wurde zugleich mit deren Reliquien aus einem französischen Kloster namens Villa bei Lhon durch einen gewissen Staffinger mit Namen und dem Magister Dittarich Ferbergestein nach Annaberg (in Sachsen) gebracht. Diese beiden hatte Herr Georg, Herzog von Sachsen, aus der Stadt der heiligen Anna dieserhalb im Jahre 1504 nach Frankreich geschickt. Aus besonderer Zuneigung wurde die Partikel im März desselben Jahres dem Herrn Dalicus Sigismund von Maltitz übergeben. Von diesem hat sie später der Durchlauchtigste Herr Nikolaus Rohtitzki erworben und, um den Wunsch seiner geliebtesten Gemahlin, der verstorbenen Durchlauchtigsten Herrin Anna Marianna Rohtitzkin, geborenen Maltitzin *) zu erfüllen, die in diesem Bilde eingelassene Partikel zugleich mit allem Schmuck geschenkt und in feierlicher Prozession auf diesem Berg niedergelegt.“

Diese Urkunde gibt offenbar nicht, wie vielfach irrtümlich angenommen wurde, Aufschluß über die Herkunft des

*) Von 1537 war Johann VIII. von Maltitz Bischof von Meißen. Soffner, Reform. in Schles. S. 425.

Gnadenbildes, sondern soll bloß ein sogenanntes Authentikum sein, welches die Echtheit der dem Gnadenbilde eingefügten Reliquie bezeugt. Sie ist jedoch nicht in der üblichen und vorgeschriebenen Form ausgestellt und enthält auch offenbare Fehler, die aber der Abschreiber verschuldet haben kann. Wahrscheinlich ist die Urkunde nichts anderes, als eine vom Pfarrer von Leschnitz bei der Übertragung der Reliquie hergestellte Beurkundung dessen, was ihm von dem Grafen von Rochtiz auf Grund älterer Urkunden oder einer in seiner Familie erhaltenen Überlieferung mitgeteilt wurde. Der Name Rochtizki soll Rochtiki oder von Rochtiz lauten. Nikolaus Rochtizki war Kaiserlicher Kammerrat und Landeshauptmann von Reisse, vermählt mit Marianna von Maltitz, kam 1609 nach Wiest und starb vor 1630. Da seine Gemahlin 1611 noch lebte, muß die Übertragung der Reliquie in der Zeit von 1611 bis 1630 stattgefunden haben.

Damals war der Annaberg schon längst ein berühmter Wallfahrtsort; man braucht sich daher nicht zu wundern, daß die glückliche Besitzerin der Reliquie, Anna Marianna von Rochtiz, die gewiß eine eifrige Verehrerin ihrer Namenspatronin war, bei ihrem Tode den Wunsch hegte, die von den Vätern geerbte Reliquie mit dem berühmten Gnadenbilde vereinigt zu sehen. Bei Lebzeiten konnte sie sich nicht davon trennen; deshalb beauftragte sie vor ihrem Hinscheiden den Gemahl, daß er ihren Herzenswunsch erfülle, sobald sie den Besitz der Reliquie mit der Gesellschaft der heiligen Anna würde vertauscht haben. Es lag aber auch noch ein besonderer Grund vor.

In der Diözesansynode vom Jahre 1592 erließ der Bischof die Verordnung: „Wir verbieten den Laien, was immer für einem Stande und Range sie angehören mögen, daß sie ohne gebührende Ehrfurcht heilige Reliquien anrühren, und des weitern, daß jemand ohne Unfre Erlaubnis irgend etwas aus den Behältern und Reliquiarien herauszunehmen sich unterstehe; die es dennoch tun, sollen mit entsprechenden Strafen zurechtgewiesen werden.“

Die fromme Verehrerin der heiligen Anna mochte wohl mit Recht befürchtet haben, daß nach ihrem Tode diese Verordnung von den Angehörigen und Erben leicht könnte übertreten werden, und so trug sie Sorge, daß die

Reliquie auf den Annaberg übertragen, mit dem Gnadenbild vereinigt und so der allgemeinen Verehrung übergeben wurde. Hier befindet sie sich bis auf den heutigen Tag.

Die in der genannten Urkunde erwähnte Stadt Annaberg im Erzgebirge hat eine, jetzt evangelische, aber von dem treu katholischen Herzog Georg in den Jahren 1499 bis 1518 erbaute, der heiligen Anna, Patronin der Erzgräber, geweihte Kirche, die ihre Entstehung ebenso wie die Stadt dem Bergbau verdankt. Dasselbst stand zu jener Zeit der Bergbau in hoher Entwicklung, namentlich am sogenannten Schrecken- und Schottenberg. Die Stadt hieß anfangs „Neue Stadt“. Schrecken- und Schottenberg hieß sie der Volksmund; „aber schon 1498 wurde sie feierlich getauft, nachdem das hölzerne Kirchlein vollendet war. Wie man dieses der hl. Anna geweiht hatte, so nannte man auch die ganze Stadt St. Annaberg.“ (Gurlit S. 10).

Es ist eine Tatsache, daß der fromme Erbauer dieser prächtigen Kirche sich um Reliquien der hl. Anna bemüht hat, deren Verehrung damals allgemein war. Gurlit*) berichtet darüber auf Grund urkundlicher Quellen: „Herzog Georg sendete den Stadtzimmermeister und reichen Fundgräbner Johann Wessinger, der sich dazu erbieten hatte, nach einem Annenkloster in Lyon, um von dort Reliquien der heiligen Frau zu holen, deren Namen die Stadt tragen sollte.... Wessinger reiste in Gesellschaft eines freiberger Pfarrers, versehen mit Geschenken und Geleitsbriefen ab. Sonntag nach Lätare 1504 kamen die Reisenden zurück. Zehn vornehme Bürger und der Bischof von Meißen waren ihnen nach Zwickau entgegengeritten. Dem es war ihnen gelungen eine Knieglocke, eine Rippe und ein Achselbein der Heiligen zu erstehen, das nun ‚mit großem Frohlocken und Ehrerbietung‘ in feierlichem Umzuge nach Annaberg gebracht wurde. Am Tage nachher erhielten die Armen, jeder der es begehrte, für 3 Pf. Bier, einen Hering und ein Groschenbrod. Da war ein großes Volk allhier, da sahe man viele gewapnete Männer, die Bürger zu Roß, die Rats Herrn zu Fuß, viel Weiber und

*) Kunst und Künstler am Vorabend der Reformation, Halle 1890 S. 105 f.

Jungfern, da hörte man großes Jubilieren auf den Gebirgen und wurde also dies Heiligtum der heiligen St. Anna von allen Einwohnern und Fremden sehr geehrt und angerufen'.

„Do worden zeichen viel gesehn
An krankten leuten weit erkant,
Auch etlich gruben man do sandt
Dadurch sich alle dingt do mert'.“

Es wird auch von anderer Seite bezeugt, daß zu jener Zeit in der Nähe von Thon Reliquien der heiligen Anna in hoher Verehrung standen. Der Benediktinerabt Trithemius schrieb damals ein berühmt gewordenes Buch, „Lob der heiligen Anna“ betitelt, worin er berichtet: „Nahe bei Thon ist ein Kloster unsres Ordens auf der Insel Barbara, wo in einer sehr alten Kirche der Leib der heiligen Anna ruht und vom Volke sehr verehrt wird. Longinus, der Soldat Christi, soll ihn zuerst bestattet und diese kostbare Reliquie von Jerusalem mit sich gebracht und an diesen Ort übertragen haben. Hierüber finden sich im genannten Kloster ganz alte Dokumente.“ Herzog Georg von Sachsen wird hiervon Kenntniz erhalten haben, weshalb er sich veranlaßt sehen konnte, gerade von hier Reliquien zu begehren.

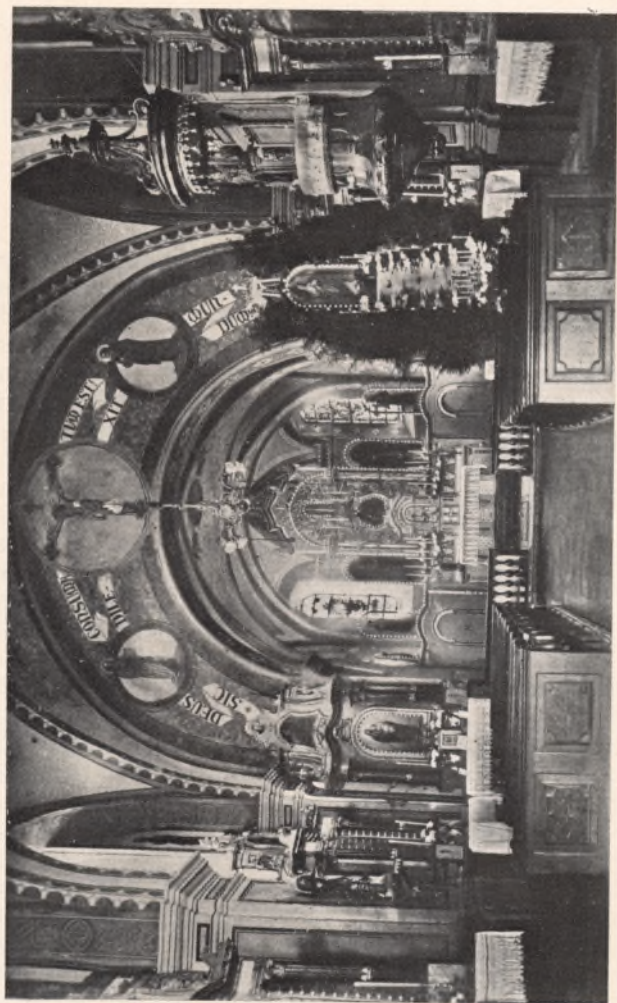
Über die Echtheit solcher Reliquien pflegt man heute vielfach Zweifel zu erheben, zuweilen mit Recht, öfters aber auch mit Unrecht. Die Kirche enthält sich meistens ihres Urteils, weil die vorhandenen Urkunden sich nicht auf die göttliche Offenbarung, sondern auf rein menschliche Zeugnisse stützen; diese sind jedoch nicht immer zuverlässig. Daher steht es auch jedem frei, an die Echtheit zu glauben, daran zu zweifeln oder sie auch ganz zu leugnen. Mit der Tugend des Glaubens verträgt sich das eine Verhalten so gut wie das andere. Wenn die Kirche die Verehrung solcher nicht sicher echten Reliquien gestattet, ja sogar zu fördern scheint, so geschieht es in dem Bewußtsein, daß diese Verehrung ihrer Natur nach nicht eine unbeschränkte, sondern bedingte und relative ist, d. h. in unserem Falle, daß sie immer der Person der heiligen Anna gilt; so unterscheidet sie sich nicht wesentlich von der Verehrung, welche dem Gnadenbild erwiesen wird.

P. Labislaus berichtet im Jahre 1863: „Die Reliquie der heiligen Anna ist im vorigen Jahrhundert aus der Statue herausgenommen und in ein schönes Ostensorium gefaßt worden, worin sie an Dienstagen nach der heiligen Messe den Gläubigen zum Küssen gereicht wird.“ Jedenfalls ist nicht die ganze Reliquie, sondern nur ein kleines Theilchen entnommen worden; der größte Theil befindet sich noch im Haupte des Gnadenbildes, versiegelt mit dem Ordensiegel der Franziskaner: „S. G. P. R. O. V. S. M. A. R. A. N. G. M. N. P. O. L.“, d. h. Siegel der Provinz St. Maria von den Engeln in Kleinpolen.

Das schöne Ostensorium mit der Reliquie verschwand während des Kulturkampfes und ist bis jetzt nicht wieder aufzufinden gewesen. Man erzählt, es sei in Leschnitz bei einem dortigen Bürger untergebracht worden, weil man befürchtete, daß die Regierung, die ja immer die kirchlichen Werthsachen sehr zu schätzen wußte, ihre Hand darauf legen würde, und sie auch nicht dem Staatspfarrer ausliefern wollte. Später soll das Ostensorium mit der Reliquie in die Pfarrkirche gebracht worden sein. Dort befindet sich allerdings im Herz-Jesu-Altare eine Reliquie der heiligen Anna, jedoch eine andere als die genannte. Nach Ausweis des am 19. September 1774 ausgestellten Authentifikums stammt sie unmittelbar aus Rom und wurde durch Urkunde vom 9. Juni 1775 vom Weihbischof Mauritius von Strachwitz zur öffentlichen Verehrung zugelassen.

Bei dem schon erwähnten Einbruch in die Kirche in der Nacht vom 18. zum 19. Oktober 1779 wurde auch eine Reliquie der heiligen Anna geraubt, wahrscheinlich jene, die mit 30 anderen Reliquien in einem schönen Kreuze verwahrt wurde, welches in der Klosterchronik abgebildet ist.

Die Reliquie, welche gegenwärtig an Dienstagen zum Küssen gereicht wird, stammt von dem berühmten Bischof Laurent; die Beglaubigungsurkunde ist in Aachen am 16. April 1876 ausgestellt.



Das Innere der Gnadenkirche.

7. Das Franziskanerkloster auf dem St. Annaberge.

„Auf deine Mauern, Jerusalem, habe ich
Wächter bestellt; den ganzen Tag und die ganze
Nacht nimmer werden sie schweigen.“

(Jai. 62, 6.)

Fast hundertundfünfzig Jahre stand die Kirche der heiligen Anna auf dem Gipfel des Berges als Tochter der Leschnitzer Pfarrei. Sie hatte schon zahlreiche Pilger aus nah und fern in ihren heiligen Mauern beherbergt, war unzähligemal Zeuge, wie die von schwerem Kummer und Leid gebeugten Herzen am Gnadenthrone der heiligen Anna neuen Mut schöpften und wunderbar getröstet den Boden des Gotteshauses mit ihren Freudentränen benetzten. Gleichwohl stand das Kirchlein die meiste Zeit das Jahres einsam da, die Gnadenquelle floss vergeblich, und nur an einigen Festen wurde alljährlich Gottesdienst abgehalten. Und die Bevölkerung Oberschlesiens und ganz Deutschlands war so hilfsbedürftig. Der Dreißigjährige Krieg hatte das Land verwüstet, Städte und Dörfer entvölkert und, was am Leben blieb, in Armut und äußerste Not versetzt. Doch wenn die Not am größten, da ist Gott am nächsten.

Es gefällt aber dem Allerhöchsten, sich zur Ausführung seiner Pläne schwacher Werkzeuge zu bedienen, und so wählte er den Orden des heiligen Franziskus, um ihm die Obhut über den Gnadenort anzuvertrauen. Damals gab es in Schlesien zahlreiche Franziskanerklöster, aber nur für deutsche Ordensmitglieder und in deutschen Städten. Die Umgebung des Annaberges, die Bevölkerung der benachbarten Stadt Leschnitz und die große Mehrheit der Wallfahrer verstand jedoch nur die polnische Sprache. Daraus ergab sich die Notwendigkeit, für die Seelsorge auf dem Berge polnisch redende Patres heranzuziehen. Oberschlesien gehörte damals noch zu Österreich, das vom benachbarten Polen nicht durch eine chinesische Mauer ab-

geschlossen war. Es bestand demnach die Möglichkeit, aus der polnischen Ordensprovinz geeignete Seelsorger zu gewinnen. Nicht lange vorher hatte diese Provinz bereits eine Niederlassung in Gleiwitz erhalten; die Veranlassung dazu war eigenartig.

Kurz vor Beginn des Dreißigjährigen Krieges machten sich im Franziskanerorden mächtige Bestrebungen geltend, die während der religiösen Wirren der Reformation an verschiedenen Orten ins Wanken geratene Ordenszucht zur ursprünglichen Reinheit zurückzuführen. Auch in der polnischen Provinz regte es sich lebhaft, und einige eifrige Ordenspriester begaben sich nach Italien, um dort die Reformbewegung an ihrer Quelle kennen zu lernen. Als erprobte Führer lehrten sie nach einigen Jahren in ihre Provinz zurück. Ihr Weg führte sie durch Oberschlesien, und so kamen sie nach Gleiwitz. Wie die Ordenschronik berichtet, lag zu der Zeit die Erbherrin Gräfin von Trach todkrank darnieder; sie hatte im Traume eine Erscheinung, in der ihr versichert wurde, die ankommenden Ordensleute würden sie aus der Lebensgefahr erretten. Infolgedessen schickte sie ihre Diener zum Stadttor, damit sie die Fremdlinge einladen möchten, sich zu ihr zu bemühen. Sie kamen gerade zur rechten Zeit, trafen die Patres und nahmen sie mit sich. Der Obere, P. Johannes Strzalkowski, betete am Krankenbett und segnete die so schwer Leidende, worauf sogleich eine wesentliche Besserung und kurz darauf die volle Genesung eintrat. Aus Dankbarkeit gründete die vornehme Frau in Gleiwitz ein Klösterchen für die Söhne des heiligen Franziskus, und die Stadt übergab ihnen die Kreuzkirche. Es war im Jahre 1611. Dort blieben sie bis zur unheilvollen Säkularisation.

Von Gleiwitz aus wurden die Franziskaner in weiteren Kreisen bekannt und kamen von dort später auch nach St. Annaberg. Dabei zeigte sich wiederum deutlich das Walten der göttlichen Vorsehung. Sie wählte diesmal einen Mann von hervorragender Begabung und ebenso echt christlicher Gesinnung, den edlen Grafen Melchior Ferdinand von Gaschin.

Am Fuße des Annaberges liegt auf der Westseite das alte Ritterschloß und Gut Byrowa. Der Name ist abzuleiten nicht von zhr fajech Hasenlattig (prenanthus

muralis) diesem unscheinbaren Pflänzchen, sondern von zhr
 oder zer, Schweinemast, wegen der im ausgedehnten
 Buchenwalde so reichlich vorhandenen Bucheckern, die ein
 vorzügliches Futter für diese in der Landwirtschaft so
 geschätzten Haustiere lieferten. Ursprünglich war Zhyrowa
 ein herzogliches Kammergut und wurde 1280 bei der
 Gründung des Klosters Himmelwitz vom Herzog Boleslaus
 von Oppeln den Zisterziensern zum Unterhalt überwiesen.
 Papst Bonifaz VII. bestätigte 1302 die Schenkung. Später
 kam das Gut wieder in weltlichen Besitz, und nach ihm
 nannten sich die Inhaber desselben „Zhyrowski“, d. h.
 Herren von Zhyrowa. Von 1447 bis 1631 blieb das Gut
 im Besitze der Familie von Zhyrowski. Der letzte Guts-
 herr, Georg Friedrich von Zhyrowski (1620 bis 1631), fiel
 wie die meisten schlesischen Adelligen, vom katholischen
 Glauben seiner Väter ab und verband sich beim Ausbruch
 des Dreißigjährigen Krieges mit dem Reichsfeinde gegen
 den Kaiser, wurde aber in der Schlacht am Weißen Berge
 am 8. November 1620 besiegt und zu lebenslänglichem
 Kerker verurteilt. Seine Güter wurden konfisziert. Am
 13. März 1631 verkaufte der Kaiser das Gut Zhyrowa
 dem Freiherrn Melchior Ferdinand von Gaschin, der
 während des Krieges dem Kaiser treu ergeben war und,
 weil er als kaiserlicher Beamter den Aufruf zur Unbot-
 mäßigkeit nicht unterstützte, vier Wochen lang schwere
 Kerkerhaft erdulden mußte und sich auch sonst vielfach aus-
 gezeichnet hatte, für 24 000 Taler. So gelangte dieser
 Mann der göttlichen Vorsehung in die unmittelbare Nähe
 des Annaberges, der aber, wie schon bemerkt wurde, da-
 mals zur Herrschaft Boremba gehörte. Besitzer von Bo-
 remba war der Landeskommislar Friedrich von Slewitz,
 der mit Helene Bohdanowska, geb. von Schneckenhaus,
 vermählt war. Beide ruhen in ihrer Familiengruft in der
 Leschnitzer Pfarrkirche. Am 16. April 1634 kaufte der
 inzwischen vom Kaiser in den Grafenstand erhobene
 Melchior von Gaschin das Rittergut Centawa, vertauschte
 es im J. 1637 gegen Boremba und wurde so der Besitzer
 des Annaberges. Nun konnte er leicht erfahren, was zu
 jener Zeit in aller Munde war und auch vom derzeitigen
 Pfarrer von Leschnitz, späteren Custos von Ratibor, An-
 dreas Scudon, bestätigt wurde.

Die Bürger von Leschnitz hatten wiederholt zur Nachtzeit gesehen, wie eine Prozession von Franziskanern, welche brennende Kerzen in den Händen trugen, sich vom Kreuze am Fuße des Berges zur Wallfahrtskirche bewegte und um den Berg herumzog. So unerklärlich ein solches Voraussehen, das sogenannte „Hellsehen“ künftiger Ereignisse, auch sein mag, wird es doch vielfach einwandfrei bekundet und muß als Tatsache gelten, mag man sie auf natürliche oder übernatürliche Weise zu erklären versuchen. Für den hochbegabten und tief religiösen Grafen von Gaschin mag aber diese Erscheinung der Anlaß gewesen sein, daß er sich alsbald mit allen Kräften bemühte, für die Gnadenkirche der heiligen Anna Franziskaner zu gewinnen und von diesem Vorhaben trotz aller Schwierigkeiten und anfänglichen Mißerfolge nicht abließ.

Weil für die polnische Bevölkerung nur polnisch sprechende Patres in Betracht kommen konnten, wandte er sich an den Provinzial in Krakau mit der Bitte, diesen Wallfahrtsort zu übernehmen und verpflichtete sich, auf dem Berge ein entsprechendes Kloster für sie zu erbauen. Weil aber die Kirche einsam und von menschlichen Wohnungen weit entfernt lag, die Franziskaner aber keine Einsiedler sind, sondern in der Seelsorge arbeiten wollen, erhielt der Graf, wie vorausszusehen war, eine rundweg abschlägige Antwort. Der Graf ließ jedoch nicht ab, sooft ein neuer Provinzial gewählt wurde, seine Bitte zu wiederholen. Es hätte aber doch nichts geholfen, wenn ihm die göttliche Vorsehung nicht zu Hilfe gekommen wäre und die Erfüllung seines Vorhabens erzwungen hätte.

In Deutschland war der Dreißigjährige Krieg im Jahre 1648 beendet. Allein, bald darauf drangen die Schweden in das benachbarte polnische Reich gewaltsam ein, und weil der schwache König bei der Uneinigkeit des Adels keinen erheblichen Widerstand leistete, gelang es ihnen bald, bis nach Krakau vorzudringen und es zu erobern. Nur das Kloster Czenstochau ergab sich nicht und wurde von seinem Prior Kordecki gegen eine ganze Armee mit Erfolg verteidigt. Wohin aber die Schweden drangen, verwüsteten sie ähnlich wie in Deutschland alles mit Feuer und Schwert, und so fiel auch manches alte Franziskanerkloster, darunter das in Krakau, dem Feuer zum Opfer.

Viele Ordenspersonen wurden obdachlos und mußten sich nach einer neuen Heimat umsehen. Zu dieser Zeit wandte sich der Graf von Gaschin noch einmal und, wie er bemerkte, zum letzten Mal an den Provinzial mit der Bitte um Franziskanerpatres für den Annaberg. Vorher hatten sich auch andere hohe Herren darum bemüht. So stiftete im Jahre 1641 Gotthard Byk (Sicz) auf Januschkowitz ein Kapital von 500 Talern für den Annaberg, falls dasselbst binnen drei Jahren ein Franziskanerkloster gebaut würde. Damals kam jedoch der Bau nicht zustande, und das Kapital kam an die Leschnitzer Pfarrkirche. Jetzt aber, wo die Not am größten war, kam die Hilfe Gottes sowohl für die hart bedrängten Franziskaner als auch für den sich vergeblich mühenenden Grafen von Gaschin.

Am 19. Oktober 1655 versammelte der Provinzial P. Christian Chojeci seinen Rat im Franziskanerkloster zu Gleiwitz, um wegen der Annahme des gräflichen Anerbietens einen Beschluß zu fassen. Alle waren der Ansicht, daß hier die göttliche Vorsehung die Entscheidung schon getroffen habe und offenbar die Franziskaner auf dem Berge der heiligen Anna haben wolle, und so beschloßen sie einstimmig, dem Wunsche des Grafen entsprechend sich am Gnadenorte niederzulassen. Sie taten es durch die Not gezwungen; aber gerade darin zeigte sich, daß nicht die menschliche Klugheit, sondern Gottes Weisheit zum Ziele führte.

Bereits am Feste Allerheiligen desselben Jahres kamen von Gleiwitz die ersten Franziskaner, 22 an der Zahl, darunter 13 Studenten der Philosophie, um von der Gnadenstätte Besitz zu nehmen. Ihr Oberer war der im Orden hochangesehene P. Franziskus Rychowski. Sie ließen sich aber vorerst bei der Kirche „Matka Boza“ in Leschnitz *) „am Fuße des Annaberges“ nieder, teils des-

*) Leschnitz wurde 1656 vom St. Annafeste bis zum Neujahr von der Pest heimgesucht, die 260 Personen dahinraffte. Der Gottesdienst wurde damals in der Marienkirche außerhalb der Stadt abgehalten. (Nowak, die Reichsgrafen Colonna, S. 15.)

Dieses Kirchlein, auf Freivogtei-Grund gelegen, wurde 1679 vom B. iz getroffen, der aber keinen weiteren Schaden anrichtete. Nur die Figur der Gottesmutter wurde gespalten. (Visit. Ber. 1679.)

halb, weil oben noch keine Wohnung für sie vorhanden war, teils auch, weil der Pfarrer von Leschnitz Bedenken trug, seine Filiale auf dem Berge dem Orden zu überlassen. Obschon er, selbst Mitglied des Dritten Ordens, die Patres sehr freundlich aufgenommen hatte, glaubte er anfangs, daß sie nur vorübergehend hier verweilen würden, bis die Kriegsunruhen ihr Ende erreichen und es gestatten würden, in die verwüsteten alten Klöster zurückzukehren. Allein der Graf war anderer Meinung und leitete sogleich Verhandlungen wegen Übernahme der Wallfahrtskirche ein, damit, wie er erklärte, „an dem Orte, wo bisher nur an gewissen Tagen der Gottesdienst abgehalten wurde, sowohl der Gottesdienst als auch die Verehrung der heiligen Anna keine Unterbrechung mehr erleide“. Einstweilen versahen die Patres nur nebenbei den Gottesdienst in der Wallfahrtskirche, wozu sie die Erlaubnis des Fürstbischofs bzw. des Domkapitels am 18. Februar 1656 erhalten hatten. Und als der vom Weihbischof neugeweihte P. Ludwig Rozhdi, später Provinzial, am Feste Mariä Verkündigung 1656 seine Primiz feierte, tat er es nicht in der St. Annakirche, sondern in der Kirche „Mariä Verkündigung“ am Fuße des Berges, wahrscheinlich deshalb, weil gerade das Titularfest dieser Kirche gefeiert wurde. Es wird dies gewiß die erste und wohl auch die einzige Primiz gewesen sein, die hier gefeiert wurde, und zugleich die schönste Feier, welche dieses altherwürdige Kirchlein in seinen Mauern begehen durfte.

Mit rastlosem Eifer setzte jedoch der Graf seine Bemühungen fort, und da er kein Opfer scheute, gelang es ihm noch in demselben Jahre, alle Hindernisse zu überwinden. Am 5. August 1656 erschien im Auftrage des Fürstbischofs Leopold Wilhelm, Erzherzogs von Österreich, der Generalvikar Sebastian von Rostock in Byrowa, wohin er auch den Pfarrer Iwanicki von Leschnitz und den Präses P. Rycklowski eingeladen hatte, und es wurde vereinbart, daß dem Pfarrer für den Ausfall der Einnahmen aus der Wallfahrtskirche eine Entschädigung von jährlich 24 Talern gezahlt werden sollte, wofür der Graf ein Kapital von 400 Talern stiftete. Es war dies für die damalige Zeit eine nicht geringe Summe. Man kann daraus schließen, daß die Wallfahrtskirche trotz des

langen Krieges immer noch fleißig besucht wurde. Dabei erfahren wir auch noch, daß manche Verehrer der heiligen Anna wünschten, nach ihrem Tode in der Nähe der Kirche begraben zu werden. Denn der Graf stiftete noch weitere 100 Taler als Entschädigung für den Ausfall der Einnahmen, welche der Pfarrer für die Beerdigungen daselbst beanspruchen konnte.

Nachdem diese Angelegenheit befriedigend geordnet war, konnte die Kirche dem Orden übergeben werden, und das geschah am folgenden Tage mit der größten Feierlichkeit. Nach einem feierlichen Hochamt richtete der Generalvikar eine lateinische Ansprache an die Patres und den Grafen sowie eine polnische an das zahlreich versammelte Volk, und übergab dann dem Oberen, P. Rydlowski, die Schlüssel der Kirche. Zum Zeichen der Übergabe wurde ein Kreuz errichtet und die Feier mit einem „Te Deum“ beschlossen.

Bald darauf schenkte der Graf für das neu zu errichtende Kloster nebst Garten das erforderliche Grundstück. Die Schenkung wurde am 16. Juni 1657 vom polnischen Könige Casimir urkundlich bestätigt. Die Fürstentümer Oppeln und Ratibor waren von 1645—1666 der polnischen Krone verpfändet, weil der lange Krieg dem Staatsschatz erschöpft hatte. Obschon das Kloster bloß von Holz erbaut wurde und im Raume sehr beschränkt war, wie es die Ordensobern verlangten, scheint der Bau erst nach drei Jahren vollendet gewesen zu sein. Denn erst im Jahre 1659 wurde die Residenz zum Konvent erhoben, ein Zeichen, daß um diese Zeit das neue Kloster bezogen wurde.

Beinahe 90 Jahre wohnten die Patres in dem kleinen hölzernen Gebäude in unmittelbarer Nähe der Gnadenkirche, und nur dem Allwissenden ist es bekannt, wie segensreich sie daselbst gewirkt haben. Zur Kennzeichnung der Wirksamkeit jener Patres möge es genügen, wenn hier ein Beispiel aus dem im Jahre 1760 gedruckten „Kalebarz Seraficzny“ entnommen wird.

Am 15. November 1704 starb zu St. Anna P. Felix Rozielski, ein unermüdlicher Beichtvater, der durch seinen Gebetsseifer und seine große Demut von Gott die Gnade erlangt hatte, allerlei Krankheiten heilen zu können. Daher

war er auch weit und breit bekannt, und es kamen zu ihm nicht bloß Katholiken, sondern auch Andersgläubige. Er aber heilte mit Gebet und durch die Besprengung mit geweihtem Wasser jene, die mit lebendigem Glauben zu ihm kamen. Obschon er allgemein „der Wundertäter“ genannt wurde, dachte er von sich sehr geringschätzig und schrieb die Heilungen einzig der Güte Gottes und dem Gebete und Vertrauen der Gläubigen zu. Nicht weit vom St. Annaberge erkrankte ein Adliger, Warlewski *) mit Namen, ein Protestant, der über die Ceremonien und Heilungen des P. Felix sich lustig machte. Als jedoch die Krankheit heftiger wurde und die Ärzte ihn aufgaben, sandte er einen seiner Diener zum Kloster, weniger in der Hoffnung auf Hilfe, als in der Absicht, zu erfahren, ob der Ruf des „Wundertäters“ begründet sei. Er verlangte von ihm geweihtes Wasser. P. Felix füllte in Gegenwart des Dieners ein kleines Gefäß mit Wasser und segnete es. Als der Diener damit ankam, spotteten die Hausgeroffen über ein solches Heilmittel. Auch der Kranke schüttelte den Kopf, ließ sich jedoch von dem Wasser in ein Trinkglas eingießen. Während dies geschah, bemerkte man, wie das Wasser seine Farbe veränderte, und als er mit den Umstehenden davon kostete, nahmen sie wahr, daß es ein köstlicher Wein geworden war. Darüber verwunderte man sich um so mehr, als der Diener mit eigenen Augen gesehen hatte, woher das Wasser und kein Wein geschöpft wurde. Der Kranke erkannte seinen Irrtum, bat den Pater, er möge ihn retten, was dieser gerne tat, indem er ihn nicht allein von der leiblichen Krankheit, sondern auch von dem Irrtum im Glauben heilte.

Wieviel Heil und Segen mag das ärmliche hölzerne Klosterchen damals um sich verbreitet haben! Zuletzt aber wurde es doch altersschwach; es genügte auch ohnedies nicht mehr den größeren Anforderungen, welche an seine Leistungsfähigkeit gestellt wurden, je mehr der Wallfahrtsort an Bedeutung zunahm. Notgedrungen mußte

*) Nach dem Visitationsbericht vom J. 1679 bzw. 1687 war in Kalinow ein Adliger Johann Warlewski, Protestant, der aber nicht am Orte wohnte. Ein anderer adliger Protestant, Leopold Warlewski, hatte seinen Sitz in Schimischow, und dieser dürfte hier gemeint sein.

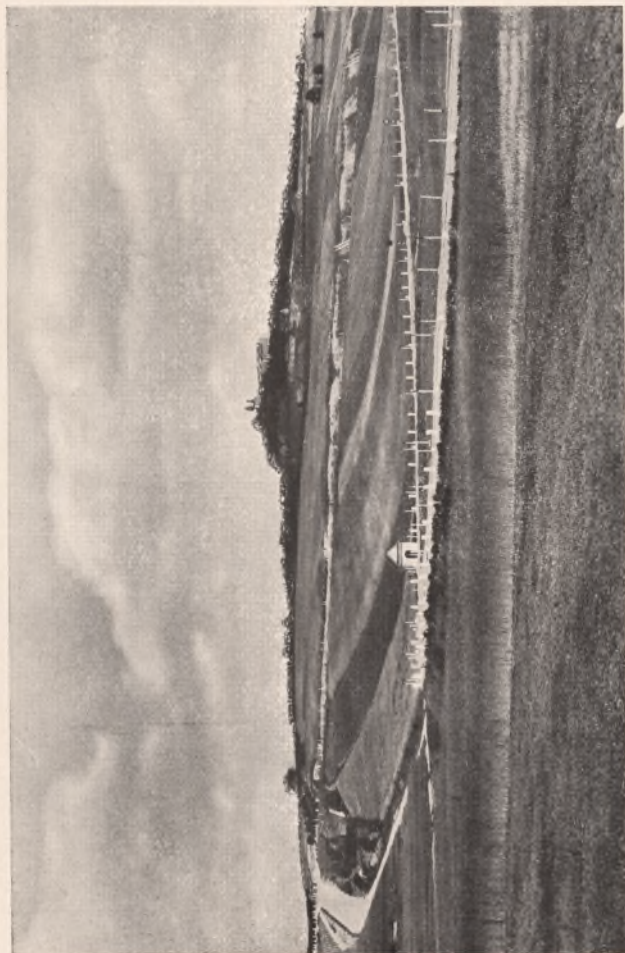


Foto: Max Glauer, Oppeln.
Sankt Annaberg von Odertal aus gesehen.

man sich entschließen, an Stelle des baufälligen Hauses ein geräumiges und dauerhaftes Kloster zu bauen. Hier zeigte sich wieder die großzügige Opferwilligkeit der Familie Gaschin. Kaum war Graf Josef im Jahre 1733 Majoratsherr auf Bhrowa geworden, als er noch in demselben Jahre den Bau des massiven Gebäudes begann; seine Vollendung erlebte er jedoch nicht mehr, da er im Jahre 1738 starb. Sein Bruder Karl Ludwig setzte die Arbeit mit gleichem Eifer fort, und so konnte der neue Bau im Jahre 1749 bezogen werden. Wer sich darüber wundern will, daß an dem Kloster 17 Jahre gebaut wurde, möge einmal die starken Mauern des Klosters mit den Wänden unserer modernen Häuser vergleichen und an die Schwierigkeiten denken, welche bei einem solchen Bau in abgelegener Einsamkeit bei den schlechten Wegen zu überwinden waren. Nun steht dieser Bau schon bald 200 Jahre, und niemand merkt ihm eine Anwandlung von Altersschwäche an; all die heftigen Stürme der Vergangenheit scheinen an ihm spurlos vorübergegangen zu sein. Auf einem Felsen gebaut ragt er zum Himmel empor, andeutend, daß er bestimmt ist, seiner Umgebung den Weg zum Himmel zu weisen.

Nun hatten die Franziskaner eine feste Wohnung, aber dennoch keine bleibende Stätte auf dem St. Anna-berge, wie sie später zur Genüge erfahren sollten.

8. Das „Neue Jerusalem“ in St. Annaberg.

„Siehe, alles sollst du machen nach dem Vorbilde, welches dir gezeigt worden auf dem Berge.“
2. Mos. '25, 40.

Zweihundert Jahre hatte der Gnadenort nur ein Heiligtum, die Kirche der heiligen Anna mit ihrem Gnadenbild. Groß war trotzdem seine Anziehungskraft und der Einfluß, welchen er bis dahin auf seine Umgebung ausübte. Nach dem Plane der göttlichen Vorsehung sollte er aber an Bedeutung noch erheblich gewinnen.

Der edle Graf Melchior Ferdinand war im hohen Alter aus dem irdischen Leben geschieden. Sein Leib wurde in der alten Familiengruft bei den Dominikanern in Ratibor beigesetzt, aber der Geist blieb bei seinem Hause, und seine tiefreligiöse Gesinnung vererbte sich mit dem irdischen Besitze auf die ganze Familie Gaschin. Dafür liefert einen vollgültigen Beweis schon sein erster Nachfolger auf dem Majorat Zhyrowa, Graf Georg Adam von Gaschin.

Melchior Ferdinand hatte keine Nachkommen hinterlassen; er scheint überhaupt nicht verheiratet gewesen zu sein. Denn in seinem Testament erwähnt er nichts von einer Gattin, die er gewiß nicht vergessen haben würde, falls sie noch am Leben gewesen wäre, oder bereits vor ihm die irdische Heimat mit der ewigen vertauscht hätte. Seine reiche Erbschaft fiel seinem Bruder Johann Georg zu. Dieser war jedoch schon vor dem Jahre 1658 gestorben; daher setzte Melchior Ferdinand dessen Sohn Georg Adam zum Erben ein, und so wurde dieser im Jahre 1665 der zweite Majoratsherr auf Zhyrowa. Er war 22 Jahre alt und ahnte damals wohl nicht, daß er nach dem Plane der Vorsehung ausersehen war, ein Werk auf dem Annaberge zu schaffen, wodurch er unendlich viel Gutes stiftete

und sich den Dank der künftigen Geschlechter verdiente. Dieses Denkmal seiner Frömmigkeit ist die von ihm gegründete Kalvarie, eine möglichst genaue Nachbildung der Leidensstationen des Herrn in Jerusalem.

Was den Grafen zu diesem großartigen Unternehmen veranlaßt hat, wissen wir nicht. Unbegründet ist jedoch die oft wiederholte Behauptung, Graf Mechior Ferdinand habe sich bereits mit diesem Gedanken beschäftigt und in seinem Testament den Erben verpflichtet, die Kalvarie zu gründen. Das Testament enthält darüber nicht die leiseste Andeutung, und es ist auch nicht wahrscheinlich, daß damals, während noch an dem hölzernen Klösterchen gebaut wurde, schon so große Pläne den achtzigjährigen Grafen beschäftigt haben. Uebrigens scheint es unglaublich, daß der so religiös gesinnte Nefse 35 Jahre gewartet haben sollte, bevor er den Willen seines Onkels auszuführen begann. Wir dürfen vielmehr dieses Unternehmen ganz als das Werk des Grafen Georg Adam betrachten.

Der erwähnte Irrtum scheint dadurch entstanden zu sein, daß man einen Ausdruck in der Bulle Clemens XIII. vom 17. Juni 1765 nicht richtig deutete. Der Papst bezeugt darin, Adam Graf von Gaschin habe im Jahre 1700 auf seinen Byrowaer Gütern aus Andacht zum leidenden Erlöser die Kalvarie errichten wollen „*voto strictus*“. Das bedeutet jedoch nicht, er sei durch ein Testament oder auf sonst eine Weise verpflichtet gewesen, sondern daß er sich durch ein Gelübde, also ganz aus freiem Entschluß, dazu verpflichtet habe. Die testamentarische Verpflichtung bezieht sich auf den Wiederhersteller der Kalvarie. Der Papst erklärt ja: „*Antonius reverentia in Proavum suum obligatione hereditaria commotus opus hoc complevit*.“ „Anton vollendete dieses Werk aus Achtung vor seinem Großvater und infolge einer durch die Erbschaft übernommenen Verpflichtung.“ Diese Verpflichtung wird entweder der Großvater Georg Adam, oder der Vater Karl Ludwig testamentarisch seinen Erben auferlegt haben. Die Kalvarienanlage selbst wird in dem genannten päpstlichen Schreiben folgendermaßen dargestellt:

„Zwischen zwei Bergen ist das ganze Leiden des Herrn, seine Gefangennehmung, sein Verhör vor den

Gerichten, zu denen er geschleppt wurde, sein Kreuzweg genau nach den Abmessungen, wie man sie in Jerusalem vorfindet, dargestellt und wunderbar zum Ausdruck gebracht, und zwar in folgender Weise: Das Werk enthält in seinem ganzen Umfange siebenzehn größere Kapellen: Die St. Raphaelskapelle, die Abendmahlskapelle, zwei Kapellen auf dem Ölberge, nämlich wo unser Erlöser Blut geschwitzt hat und wo er gefangen genommen wurde, die Brücke über den Cedronbach mit einer Kapelle, das Ostor, durch welches er geführt wurde, das Haus des Hohenpriesters Annas, wo er über seine Lehre verhört wurde, das Haus des Kaiphas mit dem Kerker, worin er übernachtete, den Palast des Herodes, wo er verhöhnt und verspottet wurde, den Palast des Pilatus nebst mehreren anderen unterschiedlichen Kapellen, wo er gegeißelt, mit Dornen gekrönt, dem Volke vorgestellt und selbst zum Tode verurtheilt wurde. Von da errichtete er die übrigen sogenannten vierzehn Kreuzwegstationen unseres Herrn Jesus Christus in einer Ausdehnung von 1360 Schritten bis zum Kalvarienberge, nämlich die Kapelle, wo unserem Herrn Jesus Christus das Kreuz auf die Schultern geladen wurde, die Kapelle „Herz Maria“, wo die allerseligste Jungfrau Maria unserem Herrn begegnete, das Westor, wo der Herr zum zweitenmal unter der Kreuzeslast zu Boden fiel. Auch für die übrigen Geheimnisse ließ er hölzerne und steinerne Figuren anfertigen und aufstellen. Auf dem Kalvarienberge aber ließ er die Kreuzigungskapelle mit dem heiligen Grabe nach dem Muster in Jerusalem erbauen. Alle diese Kapellen, von Steinen gebaut, zeigen in Bildern die betreffenden Geheimnisse des Leidens unseres Herrn und sind geziemend mit heiligen Geräten und Altären ausgestattet, einige mit drei, andere mit zwei, damit das heilige Meßopfer bequem dargebracht werden könne. Überdies erbaute er außer jenen Kapellen, welche das ganze Leiden unseres Herrn darstellen, einen Tempel zu Ehren der allerseligsten Jungfrau unter dem Titel ihrer Verkündigung, Heimsuchung und Himmelfahrt. Dorthin verlegte er auch das Grab derselben und baute noch eine Kapelle oder, wie man zu sagen pflegt, ein „Haus Maria“, sowie zehn andere kleinere Kapellen, worin er den Weg der Trauer und der Verherrlichung der

Gottesmutter Maria gebührend darstellte. Endlich errichtete er, um die Erinnerung an die Geheimnisse des Leidens Christi zu vervollständigen, die heilige Stiege oder fünfzehn Stufen vor dem Palast des Pilatus. Weil jedoch hierzu achtundzwanzig Stufen erforderlich sind, beabsichtigt er, sie auf diese Zahl zu erweitern oder an einem anderen passenden Orte zu errichten. Diese ganze Anlage ist, wie uns berichtet wird, geschmackvoll ausgeführt und mit einem Kostenaufwand von mehr als 100 000 Rhein. Gulden erbaut und wird, wie es sich ziemt, in Ehren gehalten.“

Diese Darstellung stammt zwar aus dem Jahre 1765 und zeigt uns den Zustand der Kalvarie nach ihrer Wiederherstellung, entspricht jedoch im wesentlichen schon der ersten Anlage in den Jahren 1700—1709. Damit hat sich der Graf Georg Adam von Gaschin ein Denkmal gesetzt, welches alle Achtung verdient. Wegen der auffallenden Ähnlichkeit mit seinem Vorbilde in Jerusalem erhielt dieses Werk vom Volke den Namen „das Neue Jerusalem“.

Der Zweck dieses großen Unternehmens war aber ausschließlich ein religiöser. Es sollte den Gläubigen das Leiden Jesu Christi lebhaft vor Augen gestellt werden. Darin erblickte der Graf mit Recht das beste Mittel, um den Glauben des Volkes zu beleben und die christlichen Tugenden zur höchsten Entfaltung zu bringen. Das Leiden Christi ist ja die Quelle unseres Heiles, und es steht von ihm geschrieben: „Es werden sich daran erinnern und zum Herrn bekehren alle Enden der Erde und vor seinem Angesichte anbeten alle Geschlechter der Völker“ (Ps. 21, 28). Nach Vollenbung des erhabenen Werkes war es daher die erste Sorge des Grafen, Andachten zu Ehren des leidenden Erlösers einzuführen und deren Leitung den Franziskanern zu übertragen. Das war jedoch nicht so leicht, wie er es sich gedacht hatte; denn der Feind unseres Heiles erkannte auch die Bedeutung der Kalvarie und legte bei der Ausführung der frommen Absicht schwere, ja fast unüberwindliche Hindernisse in den Weg.

Der Fürstbischof hatte die Gründung der Kalvarie nur unter der Bedingung gestattet, daß die Leitung der

Andachten dem Pfarrer von Jeschnitz übertragen würde. Dieser wollte jedoch nichts davon wissen und stellte solche Anforderungen an den Grafen, die er weder erfüllen konnte noch auch wollte, da er von vornherein überzeugt war, daß nur die Bewohner des Klosters für diese Arbeit in Frage kommen könnten. Allein die maßgebenden Personen im Orden, welche die Entscheidung zu treffen hatten, trugen ernste Bedenken, führten, als der Graf mit seiner Bitte um Übernahme der Kalvarie an sie herantrat, gleich ein ganzes Regiment von Gründen ins Feld und suchten zu beweisen, daß die neue Aufgabe mit der Ordenszucht unvereinbar sei und auch die Kräfte der Patres durchaus nicht ausreichten, um solchen Anforderungen befriedigend zu genügen. Doch war auch der Graf nicht auf den Kopf gefallen, und es scheint, daß er von den Patres auf dem Berge unterstützt wurde, so daß er alle Gründe mit großem Geschick widerlegen konnte, während er andererseits für sein Gesuch immer wieder neue Gründe vorzubringen wußte, die von den Ordensobern jedoch nicht anerkannt wurden. Der eigentliche Grund für deren ablehnende Haltung scheint die Befürchtung gewesen zu sein, daß die Übernahme der Kalvarie zu viele und gerade die besten Kräfte in Anspruch nehmen würde. So entwickelte sich zwischen der Ordensleitung und dem Grafen ein Rededuell auf dem Papier, welches sich jahrelang hinzog, bis zuletzt der edle Graf die Hoffnung aufgab. Er starb zehn Jahre nach Vollendung seines Werkes im Jahre 1719 und nahm seine Hoffnung mit sich ins Grab.

Nach seinem Hinscheiden geriet das „Neue Jerusalem“ mehr und mehr in Verfall. Die Elemente, Wind und Wetter taten das ihrige, aber auch die Umwohner trugen nicht wenig zu seiner Zerstörung bei. Bald konnte man wie im alten, so auch im neuen Jerusalem die Greuel der Verwüstung am heiligen Orte sehen. Vom Tempel in Jerusalem lesen wir im ersten Buche der Maccabäer (4, 38): „Man sah das Heiligtum verödet und den Altar entweiht und die Türen verbrannt und in den Vorhöfen Gebüsch aufwachsen wie im Walde oder auf den Bergen und die Zellen zerstört.“ Auch hierin sollte der Annaberg seinem Vorbilde im Heiligen Lande gleichförmig

werden. Der alte Chronist schreibt darüber aus eigener Anschauung:

„Thüren und Fenster wurden nicht mehr ausgebessert und zerfielen, die Bilder vermoderten, Statuen wurden theils gestohlen, theils zerbrochen, die Steine aus dem Mauerwerk und Fußboden nach Belieben vom Volke zum eigenen Gebrauch verwendet; in einigen Kapellen stürzten die Dächer und Gewölbe ein. Bäume und dichtes Gestrüpp umgab die Kapellen, so daß der Zugang sehr erschwert wurde. Dazu kam, daß bei Regenwetter die Kapellen als Stallung für das Vieh oder auch als Aufenthaltsort für die Hirten benutzt wurden, die darin Feuer anzündeten und die Wände samt den Gewölben durch Rauch verunreinigten, so daß es darin wie in einer Küche aussah. Bei den Hauptkapellen wurden die Dächer noch einigermaßen ausgebessert, die kleineren hingegen blieben gänzlich vernachlässigt und verwüstet und wurden von verkommenen Menschen, hauptsächlich von Soldaten zur Kriegszeit, in unwürdiger Weise entweiht, namentlich jene, die am Wege lagen. Ein Soldat hieb, wie die Leschnitzer Einwohner bezeugten, aus Verachtung an den Figuren Christi und Simons von Cyrene mit seinem Schwerte die Nasen ab, bekam aber dafür seine Strafe, indem er mit Geschwüren bedeckt elend umkam. Andere schossen auf das Bild der allerseligsten Jungfrau in der Kapelle am Wege nach Leschnitz, jedoch traf keines der Geschosse das Bild. Auch die Kinder zerbrachen in ihrer unverständigen Art an den hölzernen Figuren der Heiler und Juden die Hände, Füße, Augen und Finger und besudelten die Kapellen dadurch, daß sie bei Regenwetter das Vieh hineintrieben. Zuletzt war die bejammernswerte Verwüstung soweit fortgeschritten, daß es zum Erbarmen war nicht bloß für Menschen, sondern sogar für vernunftlose Tiere, wie der folgende Vorfall beweist.

Unter dem Guardianate des P. Franziskus Sachalowski um das Jahr 1753 gingen eines Tages im Frühjahr mehrere Patres zur Erholung in den das Kloster und die Kalvarie umgebenden Wald und versuchten in dem Gehölz die einzelnen Kapellen ausfindig zu machen. In einigen fanden sie gar keine, in anderen vom Moder fast vernichtete Bilder und Figuren, so daß man nicht

mehr erkennen konnte, was sie darstellen sollten. Sie bemühten sich daher, die ihnen besser bekannten vierzehn Stationen des Kreuzweges, welche bei Pilatus beginnen, aufzusuchen, um zu sehen, wie viele noch vorhanden wären. Trotz eifrigen und langen Forschens im unwegsamen Waldesdickicht konnten sie die neunte Station, den dritten Fall Christi, nicht entdecken. Des vergeblichen Umherirrens müde, wollten sie ins Kloster zurückkehren, als sie wahrnahmen, daß der Hund, der sie beim Ausgange begleitete, nicht da war. Als sie ihn durch Rufe lockten, hörten sie in einiger Entfernung ein klägliches Wimmern. In der Annahme, daß den Hund vielleicht ein Schlang gebissen habe und er vor Schmerz heule, eilten sie an den Ort, woher die Stimme ertönte, und fanden zu ihrem großen Staunen das Tier in der Kapelle des dritten Falles vor der lebensgroßen Statue des zum dritten Male zu Boden sinkenden Heilandes, wie er nach vorn niedergebeugt, gleichsam kniend, bald kläglich winselte, bald das Gesicht oder die Hände der Statue beleckte. Die Patres wurden durch dieses rührende Schauspiel bis zu Tränen ergriffen, zumal das treue Tier weder durch Rufen noch durch Liebkosungen sich trennen lassen wollte. Sie rissen es mit Gewalt hinweg und wollten es auf den Armen nach Hause tragen, doch das Tier gebärdete sich unbuldsam, machte sich los und lief wieder zur Statue, wo es von neuem winselte. Endlich gelang es den Patres, das Tier mit aller Gewalt nach Hause zu schaffen, wo sie dem Obern alles erzählten. Diese sonderbaren Vorgänge verbreiteten sich bald unter dem Volke. Man schaffte durch Entfernung der Bäume und Sträucher einen bequemen Zugang, und viele Leute besuchten mit besonderem Vertrauen diese Kapelle, so daß sie schon damals ein beliebter Anziehungspunkt für die Pilger wurde. Einen ähnlichen Vorfall erlebte man unter dem Guadianate des P. Kapistran Danielowicz (1754). Es wird auch noch berichtet, daß bei dieser Kapelle ein auffallender Weichenduft wahrgenommen wurde, und zwar nicht bloß im Frühjahr, wo es im Walde Weichen gab, sondern auch mitten im strengen Winter, und glaubwürdige Personen geistlichen und weltlichen Standes bezeugten, daß der Wohlgeruch unmittelbar von der Figur Christi ausging.

Alles das trug nicht wenig dazu bei, daß man für die Kalvarienanlage sich mehr und mehr begeisterte.

Mittlerweile hatte sich gar vieles geändert. Auf seiten der Ordensleitung waren die Bedenken und Vorurtheile geschwunden, die früher von ihr vorgebrachten Gründe wurden jetzt von ihr selbst widerlegt und die Notwendigkeit der Übernahme der Führung bei den Kalvarienandachten allseitig anerkannt. Daher wurde auf dem Kapitel vom 21. September 1756 in Krakau beschlossen, die Kalvarie in St. Annaberg zu übernehmen und mit dem Grafen in neue Verhandlungen zu treten. Entscheidend für diesen Beschluß war aber die Furcht, die polnische Provinz könne die beiden schlesischen Klöster in Gleiwitz und St. Annaberg verlieren, falls sie sich noch länger weigern würde, die Andachten auf der Kalvarie abzuhalten. Tatsächlich bemühte sich die schon erwähnte deutsche Ordensprovinz um diese zwei Klöster und begründete ihre Ansprüche insbesondere damit, daß, wie vom Kapitel bezeugt wird, die polnische Provinz die auf dem Berge Chelm gegründete Kalvarie nicht übernommen habe und die Andacht zum Leiden des Herrn nicht fördere, „während wir (so sagten die Schlesier), sobald wir diese Konvente erhalten, die Kalvarie übernehmen und eröffnen, die Andachten fördern werden“. „Dadurch gewinner sie“, so fährt das Kapitel fort, „die Zuneigung des Volkes, welches seit 56 Jahren sich danach sehnt, daß diese Andachten sich entwickeln möchten. Damit also die Patres der schlesischen Provinz keinen Grund haben, uns aus diesen Konventen zu verdrängen, muß ihnen als Gegengewicht die Übernahme der Kalvarie vorgehalten werden. Die Andachten sind nach Möglichkeit zu fördern. Wir wären zwar wegen der Schwierigkeiten niemals dazu gekommen, man hat aber doch unsere Weigerung, die Andachten zu übernehmen, nicht jenen Schwierigkeiten zugeschrieben und tut es auch jetzt noch nicht. Nunmehr werden aber unsere Gegner keinen Anhaltspunkt haben, wenn wir tun, was in unseren Kräften steht.“

Auch hier zeigt sich wieder ein gewisser Zwang von seiten der alles leitenden Vorsehung. Man muß jedoch rühmend anerkennen, daß die polnischen Patres, nachdem sie einmal die Kalvarie übernommen hatten, sich mit allem

Eifer und aufopfernder Hingebung ihrer neuen Aufgabe widmeten und sich auch ihr gewachsen zeigten.

Damals war seit 1754 Graf Anton von Gaschin der sechste Majoratsherr auf Byrowa. Sein Vater, Karl Ludwig, geb. 1691, war der dritte Sohn Georg Adams, des Gründers der Kalvarie, und der erste Sprößling aus dessen zweiter Ehe mit der Gräfin Isabella von Lobkowitz. Ein Riese von Gestalt, zeichnete er sich durch enorme Körperkraft aus, weshalb er den Zunamen „der Starke“ erhielt. Das Volk erzählt von vielen Proben, welche er von seiner Stärke abgelegt haben soll. Geboren am 9. Janua: 1726, erbte er von seinem Großvater die Andacht zum leidenden Erlöser und das Verlangen, die öffentliche Verehrung des bitteren Leidens auf dem Annaberge einzuführen. Sobald er daher von seiten der Ordensleitung einen endgültigen Bescheid erhielt, der ihn mit der größten Freude erfüllte, legte er einen unermüdlichen Eifer an den Tag, um die Kapellen in möglichst kurzer Zeit geziemend instand zu setzen. *) Es gelang ihm binnen Jahresfrist, alle Schäden auszubessern, neue Altäre und Figuren aufzustellen und die nötigen kirchlichen Geräte zu beschaffen. Vom Bischof erwirkte er die Erlaubnis, daß die Patres unabhängig vom Leschnitzer Pfarrer die öffentlichen Andachten abhalten durften, verpflichtete sich auf deren Verlangen zur immerwährenden Unterhaltung der Kapellen und ihres Inventars und bemühte sich soviel er nur konnte, um von Rom für den Besuch der Kalvarie einen vollkommenen Ablass zu erlangen. Der Kalvarienweg wurde genau festgelegt und das erforderliche Gelände, soweit es dem Grafen nicht gehörte — die Anwohner hatten sich inzwischen manche Ackerparzellen theils rechtmäßig, theils zu Unrecht angeeignet —, gegen andere Grundstücke ein-

*) Die Klosterchronik enthält über den Grund dieses Eifers folgende Bemerkung: „Man erzählt sich, und es wurde uns von Personen am Hofe des Grafen bekannt gegeben, die Erkauchte Mutter des jetzigen Grafen habe selbst darauf gedrungen, daß die Einführung der Kalvarienandacht beschleunigt werde und sei ihm, nachdem sie gottselig entschlafen war, auf der Treppe des Schlosses erschienen. Aber wir wagten nicht ihn ernstlich auszufragen und es scheint geraten, dergleichen zu übergehen und nur das zu notieren, was sicher uns aus der Erfahrung bekannt ist.“

getauscht. Der Graf versäumte nichts, war überall zur Stelle und einzig darauf bedacht, so schnell wie möglich das Werk seines Großvaters in voller Schönheit erstehen zu sehen. Bald fehlte nichts mehr, und alles harrete auf die Krönung des erhabenen Werkes, auf die kirchliche Einweihung der ganzen Anlage. Aber auch für sie brach der ersuchte Tag endlich an.

Am Feste Kreuz=Erhöhung, den 14. September 1764, sollte die feierliche Einweihung stattfinden. Der Fürstbischof Philipp Gotthard von Schaffgotsch, der gerade in Oppeln weilte, hatte versprochen, die Weihe selbst vorzunehmen, und da er der polnischen Sprache nicht mächtig war, sollte der Abt von Himmelwitz die Festpredigt halten. Allein die politischen Verhältnisse und ein Verbot des Königs Friedrich II., der am 15. Februar des vorhergehenden Jahres endgültig Herr über Schlesien geworden war, verhinderten das eine wie das andere. Der Bischof mußte sich damit begnügen, daß er selber das Wasser weihte und den Guardian des Klosters beauftragte, in seinem Namen die Weihe der Kapellen vorzunehmen. Die Familie des Grafen Gaschin war natürlich vollzählig erschienen und mit ihr eine ansehnliche Zahl von Vertretern des Adels und des Welt- und Ordensklerus. Eine unübersehbare Volksmenge fand sich ein.

Am Vorabende des Festes waren bereits zahlreiche Wallfahrer erschienen und gaben ihrer Begeisterung für das nunmehr vollendete Werk lebhaften Ausdruck. Glänzend war die von den PP. Dominikanern geführte Prozession aus Ratibor mit der Rosenkranzbruderschaft an der Spitze, welche als die erste zu dem Feste erschienen war, mit Fahnen, Bildern, Pauken und Trompeten. Als bei der Kreuzkirche das erste Glockenzeichen ertönte, bemächtigte sich der Wallfahrer eine unbeschreibliche Rührung, so daß ihr lautes Weinen die mächtigen Klänge der Musik und das Geläute der Glocken übertönte. Selbst die in ihren Zellen eingeschlossenen Klosterbewohner konnten sich der Tränen nicht enthalten. Nun zog die Prozession zur Gnadenkirche, wo die Begrüßungs- und Einführungsrede gehalten wurde über die Worte: „Alles ist bereit, gehet hinaus auf die Wege und an die Bäume und ladet alle ein herbeizukommen“ (Luk. 14, 23). Hierauf bewegte sich die

Prozession zur Kreuzkirche, wo zunächst die feierliche Vesper gesungen wurde und dann eine zweite Predigt folgte. Am Feste selbst begann die Prozession nach einem feierlichen Hochamt in der Kreuzkirche, um dann die einzelnen Leidensstationen zu besuchen. Bei jeder Kapelle hielt ein Vater eine kurze Ansprache über das betreffende Geheimnis. Zum Schluß wurde eine Predigt gehalten über die Erhabenheit und Bedeutung der Kreuzwegandacht, wobei auch des hochherzigen Stifters und des Erneuerers der Kalvarie geziemend gedacht wurde. So endete dieser denkwürdige Tag, ein Markstein in der Geschichte des Annaberges. Voll Dankbarkeit für die erhaltenen Gnaden verließen die frommen Pilger mit Tränen in den Augen und Jubel im Herzen das „Neue Jerusalem“.

Schon im folgenden Jahre zeigte es sich, daß die Begeisterung des Volkes kein Strohfeuer war. Gleich bei der ersten Kalvarienandacht in der Karwoche erschien eine große Schar von Pilgern, größtenteils aus Mähren, die sich nicht gescheut hatten, trotz des weiten Weges und ungünstigen Wetters an der neuen Gnadenquelle sich einzufinden und nach Empfang der heiligen Sakramente den Leidensweg des Herrn zu gehen. 3700 heilige Kommunionen wurden gezählt. Am Feste Kreuz-Auffindung kam eine schöne und zahlreiche Prozession aus Bischof, der sich eine andere, kaum weniger zahlreiche aus Cosel angeschlossen. Außerdem erschienen nicht wenige Wallfahrer aus Leschnitz und den umliegenden Dörfern, so daß die Zahl der heiligen Kommunionen auf 4200 stieg. Zum Pfingstfest stellte sich eine Prozession aus Himmelwitz ein unter Führung der PP. Bisterzienser und eine zweite, schön geordnete aus Kieferstädtel sowie andere Pilger. 9400 Gläubige empfingen die heilige Kommunion. So steigerte sich der Besuch von einem Feste zum anderen und in demselben Maße der Empfang der heiligen Sakramente. Noch mehr war dieses in den folgenden Jahren der Fall, wie die immer sorgfältiger aufgezeichneten Bemerkungen der alten Chronik beweisen.

Nunmehr hatte der Annaberg nicht bloß das eine Heiligtum, die Gnadenkirche der heiligen Anna, sondern war wesentlich reicher geworden durch Eröffnung einer neuen Gnadenquelle, der Kalvarie.

9. Die Säkularisation und ihre Folgen für St. Annaberg.

„Wir haben hier keine bleibende Stätte, sondern suchen die zukünftige auf.“

(Hebr. 13, 14.)

Hundertfünfundfünfzig Jahre wohnten die Söhne des heiligen Franziskus friedlich auf dem Annaberge, davon sechzig in ihrem neuen Kloster; da zog am politischen Himmel ein Gewitter herauf, wobei ein Blitzstrahl auch in die stillen Zellen auf dem Gipfel des Berges einschlug. Es war die Säkularisation im Jahre 1810.

Das religiöse Leben in Oberschlesien hatte durch die Andachten auf dem Annaberge zwei Menschenalter hindurch neue Nahrung und belebende Kräfte erhalten. Nun sollte nach dem Plane der göttlichen Vorsehung das gläubige Volk auf die Probe gestellt werden. Es hat sie glänzend bestanden.

Die Revolution in Frankreich hatte ganz Europa in Verwirrung gebracht. Die Völker stießen aufeinander, gewaltige Kriege verheerten die Länder und ließen, gleich einer alles zerstörenden Feuersbrunst, eine leer gebrannte Wohnung und Armut, Elend und Not zurück. Die deutschen Lande seufzten unter dem Drucke der zu zahlenden Kriegskosten, ihre Beherrscher brauchten Geld, und das fehlte ihnen.

Aber die Kirche hatte noch aus alter Zeit einiges Vermögen, welches sie freilich selber notwendig brauchte. Dieses übte auf die schon durch die sogenannte Reformation wach gewordene und nun durch die Not erst recht entzündete Begierlichkeit der Fürsten seinen Reiz aus.

Der Staat beschlagnahmte nun die Kirchengüter, um sie seinen eigenen Zwecken dienstbar zu machen. Merkwürdig ist die Begründung, welche das Königliche Edikt vom 30. Oktober 1810 zur Rechtfertigung vorbrachte: „In

Erklärung, daß a. die Zwecke, wozu geistliche Stifter und Klöster bisher errichtet wurden, theils mit den Ansichten und Bedürfnissen der Zeit nicht vereinbar sind, theils auf veränderte Weise besser erreicht werden können, b. daß alle benachbarten Staaten die gleichen Maßregeln ergriffen haben, c. daß die pünktliche Abzahlung der Contribution an Frankreich nur dadurch möglich wird, d. daß wir dadurch die ohnedies sehr großen Anforderungen an das Privatvermögen unser Unterthanen ermäßigen, verordnen wir wie folgt: Alle Klöster, Dom- und andere Stifter . . . werden von jetzt an als Staatsgüter betrachtet.“ Diesem Schicksal fiel auch das Kloster und die Kirche der heiligen Anna zum Opfer. Dadurch waren die Pater gezwungen, zum Wanderstabe zu greifen und sich nach einer neuen Heimat umzusehen. Wenn aber der Staat erwartet hatte, er würde im Kloster reiche Schätze finden, so sollte er sich bald schmerzlich enttäuscht sehen. Wir ersehen dies aus einer königlichen Verordnung vom 24. Februar 1809 an den Fürstbischof von Breslau: „Von Gottes Gnaden Friedrich Wilhelm, König von Preußen. Unsern gnädigen Gruß zuvor. Würdige, Beste, Hochgelehrte, Andächtige, liebe Getreue! Da das Kloster auf dem Annaberge versichert, daß es weder ein Fundations- noch Kirchenkapital besitze, auch nicht einmal dergleichen besitzen dürfe, so befehlen Wir Euch, hierüber annoch nähere Auskunft zu geben, indem das Kloster, wenn auch nur durch Almosen, doch einen Fond zur Unterhaltung haben muß, der bare Bestände und ausgeliehene Kapitalien nachweisen kann. Sind Euch in Gnaden gewogen.“

Allein, wo nichts ist, kann weder der Fiskus noch auch der Fürstbischof etwas finden. Das mag schmerzlich sein, läßt sich aber nicht ändern. Kapitalien waren nicht da, und der ganze Erlös aus dem vorhandenen Inventar betrug 1051 Rtlr. 8 Gr. 6 Pfg. Dafür hatte aber der Fiskus die Verpflichtung übernommen, den Vertriebenen wenigstens den notwendigen Lebensunterhalt zu gewährleisten oder ein entsprechendes Ruhegehalt auszusahlen. Letzteres war aber so bemessen, daß es zum Leben zu gering, zum Sterben zu hoch war. Daher fristeten die vertriebenen Franziskaner ihr Dasein in Kummer und Elend. Wer aber den Schaden hat, braucht bekanntlich



Foto: Max Blauer, Oppeln.
Sankt Annaberg von Buchenhöh aus gesehen.

für den Spott nicht zu sorgen. Und als Spott mußten es die Entrechteten auffassen, wenn sie hinterher in einem „Ausruf an die säkularisierte Geistlichkeit der aufgehobenen oberschlesischen Klöster und Stifter zu freiwilligen, zur Rettung des Vaterlandes zu widmenden Beiträgen“ aufgefordert wurden mit der Begründung: „Sie (die Geistlichkeit) wird besonders mit dankbaren Gefühlen im Herzen den Staat, der sie auskömmlich ernährt und versorgt, ... mit angemessenen Beiträgen“ unterstützen.

Übrigens darf hier bemerkt werden, daß die scheidenden Patres sich des besten Rufes erfreuten und dem Volke in dankbarem Andenken verblieben sind. Die alten Bürger von Annaberg sprachen gern und mit großer Hochachtung von ihnen.

Unrecht Gut gedeiht nicht. Das mußte auch hier der Fiskus erfahren. Zunächst bekam er Streit mit dem Grafen Leopold von Gaschin, der als Nachkomme des Stifters des Klosters das Eigentum an demselben in Anspruch nahm. Das Gericht entschied für den Fiskus, weil der Gründer des Klosters auf das Eigentum zugunsten des Papstes verzichtet hatte. Aber gerade deshalb hätte auch der Fiskus mit seinen Ansprüchen abgewiesen werden müssen, weil Melchior Ferdinand in der Stiftungsurkunde das Kloster und die Kirche ausdrücklich dem Papste geschenkt und alle Rechte auf ihn übertragen hatte. Als Souverän konnte aber der Papst Grundbesitz erwerben, ohne daß er ihn durch die Säkularisation verlor. Leider hat man diesen Gesichtspunkt nicht geltend gemacht, aber das Gericht, welchem die Tatsache bekannt war und dem sie den Grund darbot zur Abweisung des Grafen, hätte die Folgerung selbst ziehen müssen, daß auch der Fiskus keinen Anspruch auf das Kloster habe.

Die Regierung hatte aber bei der Säkularisation des Klosters nicht mit den Wallfahrern gerechnet. Am liebsten hätte sie das Wallfahren ganz untersagt. Aber sie befürchtete nicht ohne Grund, daß durch die Säkularisation schon genug gereizte katholische Volk Oberschlesiens möchte diesen neuen Eingriff in seine religiösen Gefühle und Rechte übel vermerken. Daher stellte sie vorsichtig an den Kanonikus Steiner u. a. auch die Frage:

„Würden sich wohl die katholischen oberschlesischen Gemeinden fügen, wenn es ihnen wie vorher zwar gestattet bliebe, Annaberg zu besuchen, so oft sie wollen, aber nicht in Prozessionen und größeren Mengen?“ Pfarrer Malorny, an den sich Steiner wandte, gab hierauf die Antwort: „Die katholischen oberschlesischen Gemeinden müßten sich zwar allen höheren Befehlen fügen. Da sie aber, um ihre Hausgeschäfte nicht zu versäumen, die Feiertage zu diesen Wallfahrten wählen, so kommen in dieser Hinsicht immer sehr viele Menschen zusammen, woraus bei dem Kreuzweggehen von selbst so starke Prozessionen entstehen, daß die Polnischen in zwei Abtheilungen auf den Kalvarien- oder Kreuzweg gehen müssen. Wenn auch die Prozessionen untersagt würden, so würde doch immer an die von zwölf und mehr Meilen her auf den Annaberg gehenden und viele Dörfer passierenden Menschen überall sich eine Anzahl anschließen und so nach und nach eine Prozession ausmachen.“ In einem späteren Berichte äußerte sich der nämliche Pfarrer von Leschnitz u. a.: „Wenn diese löbliche und nützliche Andacht eingehen sollte und dadurch den Katholiken der Besuch dieses Ortes genommen würde, so bin ich überzeugt, daß man dadurch den oberschlesischen Untertan außerordentlich mißmutig und unzufrieden macht. Man würde ihm sozusagen seine einzige Zufluchtsstätte in seinen trüben und gedrückten Verhältnissen und Gewissensangelegenheiten nehmen; man würde ihn gewiß höchst unglücklich machen, denn dahin freut er sich und spricht von dem Guten, das er dort gehört hat, das ganze Jahr. Ich hätte es selbst nicht geglaubt, wenn ich mich dessen nicht vorigen Sommer besonders überzeugt hätte.“

Von allen Seiten regte sich auch das oberschlesische Volk, und die Regierung bekam sogar von hoch angesehenen Personen immer wieder die nämliche Auskunft. Daraus mußte sie doch erkennen, daß der Annaberg im Herzen des Volkes wurzelte und, ohne tiefe Wunden zu hinterlassen, ihm nicht entzissen werden konnte. Darauf mußte sie Rücksicht nehmen.

Dazu kam, daß auch die Annaberger Bürger eine Bittschrift einreichten, worin sie inständigst um Erhaltung des Wallfahrtsortes baten, da fast alle Familien in Anna-

berg und viele der Umgegend nur von der Anfertigung und dem Verkauf der Andachtsgegenstände und den Vorteilen der Wallfahrten lebten; falls diese aufhörten, wären sie brotlos und über 500 Familien zu Bettlern gemacht.

Unter diesem Drucke schien die Regierung anfangs sogar geneigt, die Franziskaner, wie bisher, auf dem Berge zu belassen. Allein der Pfarrer von Leschnitz verhinderte es. Dadurch geriet die Regierung jedoch selbst in die größte Verlegenheit, und auch dem Pfarrer blieben die unangenehmen Folgen nicht erspart. Denn er bekam mit den an Stelle der Franziskaner gewünschten „fähigen Subjekten“ später recht unangenehme Zwiste.

In irgendeiner Weise mußte aber die Regierung auf jeden Fall Rat und Hilfe schaffen. Es wäre nicht schwer gewesen, Geistliche zu bekommen, welche die Seelsorge in Annaberg hätten fortsetzen können; denn es gab solche genug, die infolge der Säkularisation stellen- und brotlos geworden waren und gerne arbeiten wollten. Aber umsonst konnten sie es nicht tun, und der Fiskus wollte für sie nichts hergeben. In den ersten Jahren halfen noch die Geistlichen aus der Umgegend, aber der Eifer ließ ebenso nach wie die anfänglichen Unterstützungen von seiten des Grafen von Byrowa. Die Wallfahrer dagegen kamen wie immer, und besonders zur Zeit der Not, sehr zahlreich nach St. Annaberg, aber niemand sorgte für ihre geistigen Bedürfnisse. Da es an der notwendigen Leitung fehlte, darf man sich nicht wundern, wenn sich alsbald auch arge Mißbräuche einstellten und die Unordnung überhand nahm.

Es kam so weit, daß z. B. von Offizieren aus Cosel, die sich die Musikanten selbst mitgebracht hatten, im Kloster Tanzvergnügen abgehalten wurden. Der Erzpriester Thalherr aus Gleiwitz berichtet, daß er am Feste Mariä Himmelfahrt einen gewöhnlichen Bauern antraf, der bei den Stationen die auswendig gelernten Predigten des P. Meciński deklamierte. Es ging mit allem bergab, nur die Unzufriedenheit steigerte sich von Tag zu Tag.

Die Regierung wollte erst den Grafen veranlassen, daß er für den Unterhalt der anzustellenden Geistlichen

ebenso sorgen möchte, wie er es für die Franziskaner getan hatte. Allein der Graf ließ sich darauf nicht ein, zumal er mit dem Fiskus im Prozesse lag. Sie wandte sich daher an den Fürstbischof, der jedoch auch nicht die Mittel hatte, um die Geistlichen zu besolden. Die nunmehr spärlich fließenden Opfergelder reichten bei weitem nicht aus. Daher machte der Fürstbischof zuletzt wieder den Vorschlag, es möchten die Franziskaner zurückberufen werden. Aber der Regierungspräsident in Oppeln hielt es „für unzulässig, einen Mönchsorden wieder aufleben zu lassen in einem Lande, wo er erst unlängst als nutzlos und veraltet aufgehoben“ worden sei.

Die Regierung befand sich, freilich durch eigene Schuld, zwischen Hammer und Amboß. Denn sie mußte auch noch die Gebäude unterhalten, welche mehr und mehr verfielen. Da die Einnahmen nicht ausreichten, mußte sie immer wieder zulegen. Um sich aus dieser Notlage zu befreien, bot man das Kloster und die Kirche dem Fürstbischof an, und am 31. März 1832 wurde „alles, wie es stand und lag, ohne jede Gewährleistung und ohne einen Anspruch bezüglich des baulichen Zustandes oder in anderer Hinsicht“ dem Fürstbischof rechtlich übergeben.

Im Kloster und in der Kirche sah es gar traurig aus. Der königliche Bauinspektor Krüger berichtete in einem Schreiben an den Fürstbischof vom 25. Dezember 1838, daß in seinem Bezirke der St. Annaberg mit dem einst so schönen Kloster liege, welchen er jährlich bei Gelegenheit seiner Dienstreisen zu verschiedenen Malen besuche; den immer weiter vorrückenden Verfall der Bauwerke, welche den Gipfel krönen, nehme man leider nur allzu deutlich wahr, so daß ohne außerordentliches Einschreiten der nicht zu ferne Ruin mit Gewißheit sich voraussehen lasse. Dies wird also der wahre Grund für die Handlungsweise des Fiskus gewesen sein.

Sobald jedoch beides wieder in die richtige Hand kam, begann auch für den Annaberg eine Wendung zum Besseren. Bei dem Mangel der nötigen Barmittel konnte allerdings nur allmählich und stückweise die Ausbesserung erfolgen, sie schritt aber doch stetig voran. Auch für die geistigen Bedürfnisse des Volkes konnte jetzt besser gesorgt werden. Schon im Jahre 1822 hatte der Fürst-

bischof den Kaplan Florian Himmel als Kalvarienprediger angestellt und, als dieser 1826 Pfarrer in Biemiensitz wurde, den Kaplan Bentsch aus Bälz zu seinem Nachfolger bestimmt. An seine Stelle kam 1829 Kaplan Joh. Janetta, dem aber der Pfarrer Komollik aus Wyszoka das Zeugnis ausstellte, daß er „in den sechs Jahren durch seine Unfähigkeit und seinen sittenlosen Wandel alles niedergerissen, was seine Vorgänger aufgebaut haben“. Auf Verwendung des Pfarrers Schier in Leschnitz wurde 1835 sein früherer Kaplan Misera angestellt, der sich seiner Aufgabe gewachsen zeigte, leider aber schon 1837 an der Cholera starb. Mehrere Kaplane, denen die Stelle angeboten wurde, weigerten sich, und so blieb sie unbelegt, bis 1838 Julius Schindler das Amt als Kalvarienprediger übernahm, das er jedoch schon nach sechs Wochen niederlegte, weil er von seiner Unfähigkeit überzeugt war. Erzpriester Schneider in Ujest brachte hierauf den Kaplan Halamec aus Ratibor in Vorschlag, der auch angestellt wurde, aber für den Annaberg kein Interesse an den Tag legte. Er verwaltete das Amt drei Jahre (1838—1841). Nach ihm folgte Philipp Ritta, der sich mit Liebe und Begeisterung seiner Aufgabe widmete und Hervorragendes darin geleistet hat. Ein guter Prediger, war er auch im Beichtstuhl unermüdblich tätig und um die Pflanzung des Hauses Gottes eifrig besorgt. Er verstand es, Wohltäter zu gewinnen, und konnte mit ihrer Hilfe schöne Paramente, neue Altardecken, Fahnen und Kirchengeräte anschaffen, die Altäre renovieren usw., so daß er sich die allgemeine Hochachtung und Liebe erwarb. Dem Pfarrer von Leschnitz war er aber zu selbständig, und es kam zu Reibereien, die ihn nötigten, sein Amt aufzugeben und die Pfarrei Rokitsch zu übernehmen. Später erhielt er Zabrze, wo er bis zu seinem Tode blieb.

Sein Nachfolger auf dem Berge wurde 1844 Kaplan Franke aus Czarnowanz, der das Werk seines Vorgängers in dessen Geiste weiterführte, aber es erleben mußte, daß in der Nacht vom 1. zum 2. Oktober 1844 Diebe in die Kirche eindrangen und daraus ein Ciborium, eine Krankenpatene und ein Reliquiar entwendeten. In der folgenden Nacht brachen sie in die Kirche auf dem Friedhofe in Leschnitz ein, wurden aber, als

sie das Gestohlene in Bülz verkaufen wollten, entdeckt und dem Gerichte überliefert.

Der letzte Kalvarienprediger war Jakob Nizko, der am 3. Juli 1847 sein Amt antrat. Ihm hat der Annaberg vieles zu verdanken, denn er bemühte sich, die Kirche von innen und außen gehörig instand zu setzen und den Wallfahrtsort nach Möglichkeit zu fördern. Dadurch geriet aber auch er mit dem Pfarrer in Leschnitz in Streit, wurde dazu von anderer Seite angegriffen und beim Fürstbischöflichen Amte angeklagt, jedoch nur mit dem Erfolge, daß ihm das Zeugnis ausgestellt wurde, daß er stets fleißig und eifrig in seinem beschwerlichen und mühevollen Amte sei, seine Pflichten treu erfülle, Ordnung in der Kirche und auf der Kalvarie halte, durch gute Predigten die Leute erbaue, so daß St. Annaberg immer mehr gewinne. Er blieb hier, bis er nach Rückkehr der Franziskaner am 30. Oktober 1860 Pfarrer in Walzen wurde.

Man sieht, wie der Wallfahrtsort wieder aufblühte und neue Kraft gewann. Dieses zeigte sich auch noch in anderer Weise. Der Annaberg wurde der Mittelpunkt der zu jener Zeit so gewaltig und segensreich sich ausbreitenden Mäßigkeitsbewegung. Hungersnot, Armut und Krankheiten hatten das oberschlesische Volk vielfach der Macht des Alkohols unterworfen und damit unaussprechliches Elend besonders in den Familien der Arbeiter erzeugt. Da erweckte Gott wie in Irland, wo sich das katholische Volk in einer noch traurigeren Lage befand, so auch in Oberschlesien Apostel der Mäßigkeit, die sich des unglücklichen Volkes erbarmten und in unermüdlicher Arbeit durch Belehrungen auf der Kanzel und im Beichtstuhl das schreckliche Übel bekämpften. Dabei zeichnete sich besonders aus der Franziskanerpater Stephan Brzozowski aus der kleinpolnischen Provinz, der im Jahre 1844 nach Annaberg kam. Vorher hatte er in Rußland schwere Kämpfe zu bestehen und wurde wegen Verteidigung der Rechte der Kirche zur Verbannung nach Sibirien verurteilt. Es gelang ihm jedoch nach Schlesien zu entkommen, wo er sich alsbald durch den Kampf gegen den Alkohol solches Ansehen erwarb, daß ihm von der Regierung

gestattet wurde, vom Annaberge aus seine segensreiche Arbeit fortzusetzen. Der Erfolg war über alles Erwarten groß. Überall wurden die so segensreich wirkenden Mäßigkeitsbruderschaften errichtet, und seine Bemühungen fanden auch von seiten der staatlichen Behörden die verdiente Anerkennung. Allein der Feind alles menschlichen Wohlergehens ruhte auch nicht, da er sich seine Herrschaft nicht kampflos entreißen lassen wollte. Es fanden sich verblendete Gegner, die aus Eifersucht oder anderen unedlen Beweggründen allerlei Verleumdungen gegen den eifrigen Missionar austreuten, die zwar von der kirchlichen Behörde als unbegründete Verdächtigungen zurückgewiesen wurden, aber doch seine Tätigkeit soweit hemmten, daß er nach acht Jahren in seine Heimatprovinz zurückkehrte, wo er in hohen Ehren am 10. Februar 1890, 85 Jahre alt, aus dem Leben schied. Er hatte sich auch eifrig des Dritten Ordens des heiligen Franziskus angenommen, was ihm ganz besonders als Verbrechen angerechnet wurde.

Um dieselbe Zeit gewann der Annaberg noch in anderer Hinsicht an Bedeutung. Schon im Jahre 1843 versammelten sich hier zum erstenmal vierzehn seeleneifrige Priester zu geistlichen Übungen, denn, so berichteten sie, „kein Ort dürfte zur geistigen retraite weit und breit geeigneter sein ... Im Geiste erneuert, im Herzen befriedigt, im Willen gestärkt, verließen in freudiger Stimmung die Anwesenden den heiligen Berg mit der festen Zuversicht, im kommenden Jahre zu gleichem Zwecke sich wieder zu vereinen und dann eine weit größere Zahl gleichgesinnter Brüder zu finden.“ Der Fürstbischof Melchior von Diepenbrock erkannte bald die Bedeutung dieser Übungen und verordnete im Jahre 1850, daß das Annaberger Kloster diesem Zwecke entsprechend eingerichtet werden solle. Von da an wurden die Priesterexerzitien alljährlich, mit kurzer Unterbrechung während des sogenannten Kulturkampfes, abgehalten. Es folgten die Exerzitien für Lehrer, von denen zuweilen mehr als hundert daran teilnahmen, so daß die Räume des Klosters nicht mehr ausreichten und erweitert werden mußten. Später wurden auch für das Volk besondere Exerzitien abgehalten, die stets recht gut besucht waren. So wurde

der Annaberg auch außer der Wallfahrtszeit als Gnadenquelle immer mehr ausgenutzt.

Endlich, nach 49 Jahren, sollte für den Annaberg wieder eine bessere Zeit anbrechen. Der lange Winter war vorüber, das Eis geschmolzen, und es nahte der von Geißlichen und Laien so lange ersehnte Frühlingsmorgen, an welchem die Franziskaner wieder in die verlassenen alten Klosterräume einziehen durften.



Die St. Anna und St. Sebastian geweihte Glocke
aus dem Jahre 1677.

10. Neues Leben auf dem St. Annaberge.

„Ich werde sie zurückführen in ihr Land,
das ich ihren Vätern gegeben habe.“

(Jer. 16, 15.)

Bisher war immer nur ein Kalvarienprediger auf dem Annaberge angestellt, und dieser konnte in keiner Weise den Ansprüchen gerecht werden, die ein so bedeutender Wallfahrtsort an seine Wirksamkeit stellte. Im Jahre 1801 waren hier sechzehn Patres tätig, deren Namen uns noch bekannt sind, und sie konnten die Arbeit kaum bewältigen. Diese häufte sich aber um so mehr, je geordneter die Verhältnisse wieder wurden. Daher wurden die Stimmen immer zahlreicher und lauter, welche die Rückkehr der Franziskaner forderten. Die segensreiche Tätigkeit des schon genannten P. Brzozowski trug nicht wenig dazu bei und legte den Wunsch nahe, daß die Kalvarie wieder den polnischen Patres aus Krakau angeboten werden möchte. Allein damit war die Regierung ebensowenig wie andere maßgebende Kreise einverstanden. Man mußte sich daher anderswo umsehen.

Der Fürstbischof nahm sich dieser Sache warm an und benutzte die Gelegenheit einer Diözesankonferenz im Jahre 1859, um seine bisherigen Bemühungen nach dieser Richtung kundzugeben. Er führte u. a. aus, daß Kloster auf dem Annaberge sei für die Diözese erworben werden, doch seien die Verhandlungen wegen Übernahme desselben seitens eines religiösen Ordens noch nicht abgeschlossen; die Jesuiten hätten es wegen Abgeschlossenheit des Ortes abgelehnt, sich dort niederzulassen, vielleicht gelinge es mit den Franziskanern besser ...“ (Schles. Kirchenblatt 1859 S. 300).

Auf Drängen der oberschlesischen Geistlichkeit, insbesondere des Archipresbyterates Rosenberg, wurden Ver-

handlungen mit den Franziskanern der westfälischen Ordensprovinz angeknüpft. Allein diese lehnten ab, hauptsächlich wegen Mangel an den erforderlichen Kräften und insbesondere, weil sie keine polnisch redenden Patres zur Verfügung hatten. Doch der Fürstbischof Heinrich Förster gab nicht nach und wiederholte seine Bitte, welche endlich auf dem Provinzialkapitel im September 1858 erhört wurde. Der Provinzial P. Gregorius Jankecht theilte dies dem Fürstbischof mit, worauf dieser in einem Antwortschreiben seine große Freude bezeugte „für die kundgegebene Bereitwilligkeit, einen Zweig des verdienten und bewährten Ordens in seine Diözese zu verpflanzen“.

Die Ausführung des Vorhabens zog sich jedoch verschiedener Umstände halber noch etwas in die Länge, so daß erst am 13. August 1859 die ersten Franziskaner, Ambrosius Dreimüller und Bruder Natalis, auf dem Gott geweihten Berge eintrafen. Schlicht, der Natur dieses Ordens entsprechend, war der Einzug in die seit so langer Zeit von den Vätern verlassenen Klosterräume, aus welchen erst noch einige eingemietete Familien ausziehen mußten. Sobald aber das Volk von ihrer Ankunft Kenntnis erhielt, war die Freude allgemein, und nur der eine bittere Tropfen mischte sich in die freudige Begeisterung, daß kein polnisch redender Pater mitkam, der hier an erster Stelle notwendig und erwünscht war. Einstweilen mußte daher noch der Kalvarienprediger aushelfen, bis auch hierin die Vorsehung für Ersatz sorgte. Zunächst erhielt P. Ambrosius Ende Oktober noch zwei deutsche Hilfskräfte aus Westfalen, P. Victor Albers und P. Theobald Wentzky. Als jedoch bald darauf in Annaberg das Noviziat errichtet wurde, trat schon am 17. August 1860 ein auch der polnischen Sprache mächtiger Weltpriester ein, der später so beliebt gewordene P. Athanasius Kleinwächter, dem am 12. September desselben Jahres ein anderer folgte, der als Missionar im Heiligen Lande berühmt gewordene P. Ladislaus Schneider. Im Mai des folgenden Jahres kam noch P. Wolfgang Janiek hinzu, so daß nun drei auch polnisch redende Patres für die Pilger zur Verfügung standen. Man kann es sich denken, wie glücklich das oberschlesische Volk sich fühlte,

und mit welcher Liebe es an diesen ersten neuen Franziskanern gehangen hat.

„Wer die große Liebe des oberschlesischen Volkes zum Annaberge kennt“, schrieb ein öffentliches Blatt, „wird auch der freudigen Hoffnung leben, daß auch das polnische Volk nicht bloß durch den Anblick der Franziskaner erbaut werden solle, sondern daß es auch in diesen so vollstümlichen Ordensbrüdern seine Beichtväter und Prediger haben werde. Denn wer kann, wer darf zum Volke reden? Der Apostel des Volkes — der Franziskaner mit dem Strick um den Leib und den unbeschuhten Füßen! Der Arme ist so gut wie der Mensch der Stadt des Schauspiels der Rede bedürftig; er hat ein Innerstes, das auch innerst erregt werden muß; es gibt in seinem Herzen auch Stellen, wo die Wahrheit schläft, und wo die Beredsamkeit sie plötzlich überraschen und erwecken soll.“

Jetzt war der Wallfahrtsort wieder in guter Obhut. Am 12. März 1861 wurde das Kloster dem Orden übergeben, nachdem zwischen ihm und dem Fürstbischof die erforderlichen Vereinbarungen abgeschlossen waren.

Beim nächsten Provinzialkapitel, welches am 10. Mai 1864 in Wiedenbrück abgehalten wurde, erhielt das Kloster, welches schon am 25. Juli 1861 zum Konvente erhoben wurde, seinen zweiten Guardian in der Person des P. Athanasius Kleinwächter. P. Ambrosius kehrte als Vikar nach Westfalen zurück, wo er als vollstümlicher Missionar noch viele Jahre segensreich wirkte. Mit jugendlichem Eifer nahm sich der neue Obere des Wallfahrtsortes an. Den Erfolg seiner Arbeit konnte man bald wahrnehmen.

In das erste Jahr seiner amtlichen Tätigkeit fiel das hundertjährige Jubiläum des Bestehens der Kalvarienandacht. Es wurden die sorgfältigsten Vorbereitungen zur würdigen Feier getroffen. Schon gegen Ende des vorhergehenden Jahres richtete P. Ambrosius durch den Fürstbischof an den Heiligen Stuhl eine Bittschrift um Verleihung von Ablässen für die Besucher des Gnadenortes. Sie wurde unter dem 1. März 1864 gewährt. P. Ladislaus verfaßte in deutscher und polnischer Sprache eine kurze Geschichte des Annaberges und ließ verschie-

dene Andenken an das Jubiläum für das Volk herstellen. Die Feier dauerte vom 13. August bis zum 18. September.

Die Eröffnung des Jubiläums geschah am 13. August in der feierlichsten Weise. Der Hochwürdigste Herr Fürstbischof Heinrich wurde im festlichen Zuge abgeholt und zelebrierte unter Assistentz einer zahlreich anwesenden Geistlichkeit in der Klosterkirche ein feierliches Pontifikalamt, nach welchem der berühmte Franziskanermissionar P. Stephan Störmann die deutsche Festpredigt hielt. Er war aus Westfalen zur Aushilfe während des Jubiläums gesandt worden und erzählte nach vielen Jahren noch gerne von dem tiefen Eindruck, den die Frömmigkeit unseres obereschlesischen Volkes auf ihn gemacht hatte.

Während des Jubiläums verging wohl kein Tag, an welchem nicht mehr oder minder zahlreiche Pilger theils in geschlossener Prozession, theils in kleineren geordneten Gruppen die Kalvarie gingen, um den vollkommenen Ablass zu gewinnen. Franziskaner, Pauliner, Jesuiten, Augustiner und zahlreiche Weltgeistliche waren unermüdllich im Beichtstuhl und auf der Kanzel tätig, oftmals vom ersten Morgengrauen bis tief in die Nacht hinein. Die Zahl der Wallfahrer zum Annaberge während des Jubiläums wurde auf mehr als 400 000 geschätzt. Am 18. September wurde bei herrlichem Wetter und unter Beteiligung einer erdrückenden Menschenmenge die feierliche Schlußandacht gehalten, welche bei allen Teilnehmern einen unauslöschlichen Eindruck hinterließ.

Zum Andenken an diese gnadenreiche Feier wurde ein Denkmal errichtet, welches noch heute Zeugnis gibt von der Begeisterung des Volkes in jenen Tagen. Die so beliebte Kapelle des dritten Falles, damals ein kleiner und unansehnlicher Bau, war trotz wiederholter Ausbesserungen dem Verfall nahe zum größten Leidwesen der Gläubigen, welche gerade hier so gern Trost suchten. Es fiel daher wie ein zündender Funke in die Herzen der frommen Pilger, als der Guardian sein Vorhaben ankündigte, an Stelle der alten eine neue, geräumige und schöne Kapelle zu bauen. Die Pilger wetteiferten miteinander in der Herbeischaffung des benötigten Baumaterials, welches vom Ölberge herbeigebracht werden

mußte. Jeder wollte wenigstens einen und dazu möglichst großen Stein bringen, wenn es auch manchen Schweißtropfen kostete. Auch Geistliche wollten darin nicht zurückbleiben. Da kam es vor, daß, wenn einer einmal ausruhen wollte und seine Last ablegte, sogleich ein übereifriger Pilger sich ihrer bemächtigte und an die Baustelle trug in der Überzeugung, dem hochwürdigen Herrn einen Dienst erwiesen zu haben. Dieser mußte dann aber seine Arbeit von neuem beginnen, wenn er sich nicht mit einem halben Opfer begnügen wollte. Mancher Wallfahrer: erinnerte sich noch in seinem hohen Alter an den Stein, den er damals getragen, und erzählte davon mit Freuden wie von einem der wichtigsten Ereignisse seines Lebens.

Schon während des Jubiläums konnte der Grundstein zur neuen Kapelle gelegt werden. Im folgenden Sommer wurde eifrig gebaut, so daß am Feste der heiligen Anna im Jahre 1866 die Kapelle ihre höchste Vollenendung erhalten konnte durch die kirchliche Weihe, welche der Kanonikus Rania aus Ponischowitz im Namen des Fürstbischofs vornahm. So steht sie noch heute da und erzählt von dem Eifer des oberschlesischen Volkes in jenen Tagen.

In dieser Kapelle haben sich die Bewohner des Klosters auch ihre letzte Ruhestätte vorgesehen. Dort ruht unter dem Denkmal der Liebe, welches vom Volke dem leidenden Heilande errichtet wurde, der damalige Guardian, der unvergeßliche P. Athanasius, dort ruht auch der edle Wohltäter Vinzenz Bias, der zum Neubau der Kapelle eine Summe von 2000 Talern stiftete und seitdem bis zu seinem Tode als Einsiedler für die Instandhaltung der Kapelle Sorge trug. Die Namen der hier begrabenen Franziskaner sind auf einer Marmortafel an der Wand aufgeschrieben.

11. Die Kalvarie im Besitze der Diözesankirche.

„Gebet Gott zurück, was Gottes ist.“
(Matth. 22, 21.)

Von der Wallfahrtskirche und dem Kloster ist schon berichtet worden, wie der Fiskus beides durch Verhandlung vom 31. März 1832 dem Fürstbischöflichen Stuhle zu Breslau übereignet hatte, nachdem es mehr einer Ruine, als einer Gott geweihten Wohnung ähnlich geworden war. Als er jedoch wahrnahm, daß die Gebäude wieder instand gesetzt waren, überkam ihn ein Gefühl der Reue darüber, daß er das geraubte Kirchengut zurückerstattet hatte, ohne ein Geschäft dabei gemacht zu haben. Er bekam daher Zweifel über „die rechtlichen Folgen der im Jahre 1832 erfolgten Übergabe“. Diese wurden „nachträglich dadurch beseitigt“, daß der Fürstbischof sich bereit erklärte, die Summe von 1600 Talern an den Domänenfiskus auszusahlen. Dafür entsagte letzterer im Jahre 1858 allen seinen Ansprüchen, die er auf Grund der Säkularisation von 1810 auf das Kloster und die Kalvarie erheben konnte. Die letztere gehörte jedoch überhaupt nicht ihm, sondern der Guts herrschaft Zhyrowa. Diese hatte auch die Kapellen in gutem baulichen Zustande zu erhalten. Dafür nahm sie die daselbst geopfertten Gelder an sich. Viel wird es wohl nicht gewesen sein, da die Gläubigen keinen Anlaß hatten, für die Guts herrschaft Gaben zu opfern, zumal sie wenig und zuletzt fast gar nichts für die Erhaltung der Kapellen tat.

Die Gräfllich Gaschinsche Familie war nämlich in den letzten Jahrzehnten von ihrer ursprünglichen Höhe allmählich herabgesunken, sowohl was ihre Vermögensverhältnisse betraf, als auch in bezug auf ihre religiös-sittliche Gesinnung. Zu dem Verfall ihres früher so ausgedehnten Besitzes trugen verschiedene Umstände, besonders

die politischen und sozialen Umwälzungen wesentlich bei, nicht wenig aber auch die schlechte Verwaltung und Verschwendung, welche von gewissenlosen Blutegeln fleißig ausgenutzt wurde. Infolgedessen mußte ein Gut nach dem anderen verkauft werden, und zuletzt fiel auch Zhyrowa in fremde Hände.

Graf Melchior Ferdinand hatte in seinem Testamente alle seine Besitznachfolger verpflichtet, nicht allein das Kloster und die Kirche in gutem Zustande zu erhalten, sondern auch für den Lebensunterhalt der Franziskaner zu sorgen, damit sie nicht Not zu leiden brauchten und den Ort zu verlassen gezwungen würden. Diese Verpflichtung war im Grundbuch der Guts herrschaft Zhyrowa und Boremba als Last eingetragen, und ihr Wert wurde schon im Jahre 1750 auf 50 174 Taler 17 Sgr. veranschlagt. Der Regierungsfeldmesser Rauter berechnete sie 1870 auf 200 000 Mark. Solange die Franziskaner abwesend waren, ruhte die Verpflichtung, lebte jedoch mit ihrer Rückkehr sogleich wieder auf und belastete die Herrschaft außerordentlich.

Schon der letzte Besitzer aus der Gaschinschen Familie, Graf Ferdinand, wünschte daher, die Kalvarie an den Fürstbischöf zu verkaufen, und bot sie ihm im Jahre 1850 für 40 000 Taler an, wenn die Last der baulichen Unterhaltung der Kirche und des Klosters gelöscht würde. Allein der Fürstbischöf fand die Summe mit Recht viel zu hoch, und die Verhandlungen wurden abgebrochen. Daraufhin verkaufte Graf Ferdinand die Guts herrschaft 1852 an die Grafen Ferdinand von Rostiz und Maximilian Friedrich von Hatzfeld-Schönstein. Das Gut Boremba hatte 1783 Anton Stauppee gekauft; 1857 erwarb es Rudolf von Wohski-Wittendorf.

Die neuen Gutsbesitzer fühlten die auf ihren Gütern eingetragene Last um so empfindlicher, als die Franziskaner in ihre alten Rechte wieder eingesetzt waren und die Guts herrschaft verpflichtet wurde, für ihren Unterhalt zu sorgen. Um ihren Besitz in Ordnung zu bringen, suchten sie denselben von allen Lasten möglichst zu befreien und schlossen mit den Berechtigten Ablösungsrezesse, indem sie für die schuldigen Leistungen entsprechendes Ackerland anboten.



Kloster, der, Mägde Mariens im Tale Josaphat.

Diese Gelegenheit benutzte der Fürstbischöfliche Stuhl, um gegen Aufgabe der eingetragenen Rechte das Eigentum an der Kalvarie einzutauschen. Eigentlich war er nur berechtigt, die Verpflichtung zur baulichen Unterhaltung des Klosters und der Kirche löschen zu lassen, nicht aber auch die Verpflichtung, für den Unterhalt der Franziskaner zu sorgen. Schon der Graf Ferdinand hatte die Löschung dieser Last gerichtlich erzwingen wollen, erhielt aber vom Oberlandesgericht in Ratibor durch Urteil vom 3. Februar 1848 die Belehrung: „Ist das ganze Recht durch die Säkularisation und durch das Aufhören des Klosters der Franziskaner als solches erloschen (wie der Graf behauptet hatte), dann bedurfte es überhaupt keines Konsenses der Löschung; und bedurfte es eines solchen, so konnte er höchstens von dem Franziskanerorden, der bekanntlich noch existiert, erteilt werden.“ Auch hier zeigt sich wieder das Walten der göttlichen Vorsehung.

Durch den Rezeß vom 10. Juni, bestätigt am 22. Oktober 1862, erhielt die Diözesankirche des Bistums Breslau, vertreten durch den Fürstbischof, „das Eigentum sämtlicher Prozessionswege, Plätze und Zugänge zu und bei den Kapellen, soweit dieselben auf Herrschaftlich Byrowaer und Porembaer Dominialgrund und -boden sich befinden.“ Ferner den sogenannten „Baudenplatz und die auf demselben stehenden Bauden“. Endlich auch das Eigentum an „allen zur Ausübung der Kalvarien- und Marienandacht gehörigen und bisher benutzten Leidens-Jesu-Christi- und Marienkapellen.“

Die Gutsherrschaft Byrowa behielt sich jedoch das Recht vor, auf gewissen Plätzen des Kalvarienveges den Basaltstein zu entnehmen, und dieses teilweise beschränkte Recht erhielt im Rezeß eine so unklare Fassung, daß später gegen die Gutsherrschaft gerichtliche Klagen geführt werden mußten, die für die Kirche ungünstig ausfielen. Die Gutsherrschaft war nämlich am 27. Mai 1868 in den Besitz des Gerichtsassessors Eduard Guradze übergegangen, der, wie Regierungsfeldmesser Rauter im Jahre 1870 bemerkte, „mit dem Auge eines Juristen und Kaufmannes, sein Eigentum kontrollierte“. Rücksichtslos nutzte er oder vielmehr sein Pächter Adolf Bernik sein Recht aus, besonders während des Kulturkampfes, als die Kirche

nirgends einen Schutz fand, so daß sogar ein Teil des Klostergarten der unersättlichen Habsucht zum Opfer fiel. Erst als nichts mehr zu holen war, verzichtete er im Jahre 1884 gegen Zahlung von 54 000 Mark auf das erwähnte Recht, so daß nunmehr die Kirche ein unbeschränktes Eigentum hatte.

So war durch Gottes weise Fügung die ganze Kalkvarie in den Besitz der kirchlichen Obrigkeit gekommen, und gerade zur rechten Zeit. Die Gaschinsche Familie starb aus. „Am 21. Januar 1894 starb Graf Ferdinand von Gaschin einsam und vergessen auf seiner Villa in Rochus bei Reisse. Über seinen Gebeinen schloß sich die Familiengruft der Grafen von Gaschin auf dem Annaberger für immer“ (E. Mücke).

Es sei hier bemerkt, daß die eigentliche Gaschinsche Gruft auf dem Annaberger sich nicht, wie allgemein geglaubt wird, in der Kreuzkirche befindet, sondern unter dem Hochaltar der Klosterkirche. Die ursprüngliche Familiengruft war jedoch bei den PP. Dominikanern in Ratibor. Dort ruht u. a. der Stifter des Annaberger Klosters, Graf Melchior Ferdinand, gest. im Juli 1665; ferner dessen Nefte, der zweite Majoratsherr, Georg Adam, geb. 1643, gest. in Byrowa am 6. Oktober 1719, sowie dessen Sohn und Nachfolger im Majorat, Franz Karl, geb. 1681, gest. am 20. April 1733. Diese beiden letzteren ließen ihr Herz in silberner Kapsel in der Gruft unter dem St. Anna-Altare beisetzen, wo noch heute das Gaschinsche Familienwappen zu sehen ist. Das gleiche tat auch des letzteren Bruder, der vierte Majoratsherr, Graf Johann Josef, welcher den Klosterbau angefangen hat, geb. 1685, gest. 6. Juni 1738. Nach ihm übernahm das Majorat als fünfter sein Bruder Karl Ludwig, geb. 1691. Er starb am 11. Februar 1754 und wurde in der nämlichen Klostergruft beigesetzt. Sein vierter Sohn Amand, Erbherr auf Reichwald, Ratsher ufw., geb. 1741, starb am 11. Dezember 1777 und wurde gleichfalls in dieser Gruft bestattet. Dort ruht auch seit dem 6. Mai 1791 Gräfin Antonie von Gaschin, geb. von Renard, Gemahlin des achten und letzten Majoratsherrn Franz Anton, die im jugendlichen Alter von siebzehn Jahren im Wochenbett starb, und an ihrer Seite ihr sieben Tage altes

Söhnlein, Graf Amand Anton, der seiner Mutter am folgenden Tage ins himmlische Paradies gefolgt war. Am 2. März 1799 starb, und wurde ebenda zur Ruhe bestattet der zweite Sohn Karl Ludwigs, Graf Franz Adam, geb. 1. Juli 1727, seit 1796 der siebente Majoratsherr, desgleichen am 9. Juni 1807 „ohne allen Brunk“ sein Nefse, Sohn des genannten Amand, Graf Anton, geb. 1770, der am 6. Juni an der Schlassucht gestorben war. Endlich ist, jedoch wohl in der Kreuzkirche an der Seite ihres Vatten, noch beigesetzt die Gemahlin des Grafen Anton von Gaschin, des Wiederherstellers der Kalvarie, Josepha, geb. Udrikzi, welche am 14. Juli 1807 in Rastiszr starb, aber nach Annaberg übertragen und „in der vorher eigens für sich erbauten Gruft“ am 17. Juli 1807 vom Pfarrer Malorny bestattet wurde. Das Kirchenbuch von Leschnitz vermerkt: „Den 17. Juli wurde in St. Anna in der Gruft begraben die am 14. Juli verstorbene Hochgebohrne Gräfin Marianna von Gaschin, geborene . . .“ Der Name Marianna wird ein Irrtum sein oder es war ihr voller Name Josepha Marianna.

Der Wiederhersteller unserer Kalvarie, Graf Anton, erbaute in den Jahren 1784/85 die Magdalenenkapelle und darin eine Gruft, in der er beigesetzt werden wollte. Geboren am 9. Januar 1726, starb er am 11. Januar 1796 in Polnisch-Neukirch, wo in der Pfarrkirche feierliche Exequien abgehalten wurden. Am anderen Tage wurde die Leiche in feierlichem Zuge nach St. Annaberg übertragen und zunächst in die Klosterkirche gebracht. Am folgenden Morgen wurde in dieser aufs schönste geschmückten Kirche der feierliche Trauergottesdienst gehalten, und von da bewegte sich der Leichenzug nach der Magdalenenkapelle, wo seine irdische Hülle die erste Ruhestätte fand. Weil jedoch diese Gruft zu feucht war, ließ seine Gemahlin Josepha in der Kreuzkirche, und zwar in deren Mitte, eine neue Gruft für ihn erbauen und am 30. März 1806 nach einem feierlichen Requiem die Leiche dahin übertragen. Er war der erste, welcher in der Kreuzkirche beigesetzt wurde.

Links, vor dem Bilde der dreizehnten Station, sind noch in einer zweiten Gruft beigesetzt: Graf Leopold von Gaschin, geb. am 26. September 1769, der am 15.

November 1848 in Dzieschowiz starb, sowie dessen Sohn Ferdinand, geb. am 7. August 1827, dessen schon oben gedacht wurde. Endlich ruht hier noch als dritte eine Gräfin Juliana Josepha Leszczyc von Sumin-Suminska, geb. Gräfin Lubraniec Dabzka, welche 1793 zu Koczlowo geboren, am 28. April 1863 zu Thorn starb. Graf Amand, der ältere Bruder Ferdinands und Sohn Leopolds, war mit deren Tochter, Gräfin Fanny geb. Leszczyc von Sumin-Suminska auf Neu-Grabin in Westpreußen verheiratet, die am 16. Juni 1879 starb. In der Magdalenenkapelle befinden sich noch in einem ganz einfachen Sarge die sterblichen Überreste eines Grafen von Gaschin, und zwar des letzten Majoratsherrn Franz, von dem das Leschnitzer Totenregister berichtet: „D. 28. April 1827 wurde in der Gruft der Hochgräfl. Familie von Gaschin zu St. Anna beigestellt der Hochgeborene Graf Franz von Gaschin, welcher am 24. April d. J. auf Kochaniew Abends um halb 10 Uhr starb. Universalerbe ist der Sohn Amand seines Bruders Leopold Graf von Gaschin.“

Mit dem Verfall der einst so mächtigen Familie der Grafen von Gaschin ergab es sich von selbst, daß sie ihrer bisherigen Aufgabe nicht mehr gewachsen war. Der Anna-berg mit seiner Kalvarie hatte aber im Herzen des oberschlesischen Volkes schon längst feste Wurzeln gefaßt, und so konnte dieses nunmehr das Patronat über den Wallfahrtsort selbst übernehmen. Es zeigte sich auch bald, daß es in bessere Hände nicht hätte kommen können. Durch die seit dem Einzug der Franziskaner von Jahr zu Jahr reichlicher fließenden Opfer und Almosen wurde die Möglichkeit geschaffen, eine Kapelle nach der anderen zu erneuern und immer schöner auszustatten.

Zuerst wurde die Klosterkirche von innen und außen einer gründlichen Ausbesserung unterzogen, das Dach mit Schiefer gedeckt, die Mauern neu verputzt und die Kirche frisch geweißt. Der Hochaltar wurde schön staffiert und das Gnadenbild aus dem Seitenaltar dahin übertragen. Nachdem am westlichen Giebel von außen die schönen Gruppen: Christus auf dem Ölberg und auf der anderen Seite die schmerzhafteste Mutter Gottes angebracht waren, baute Guardian P. Osmundus Laumann die geräumige Vorhalle, wodurch die Kirche erheblich erweitert wurde.

Auch der Paradieshof erhielt in der Kreuzigungsgruppe eine neue Zierde, und bald darauf wurde der schöne Kreuzweg errichtet. Die Dächer, welche von heftigen Stürmen teilweise zerstört waren, mußten wiederhergestellt werden, die Kapelle auf dem Paradieshof ward bedeutend erweitert, die jetzt vorhandene Kommunionbank aufgestellt. Das Kloster bedurfte gleichfalls einer gründlichen Erneuerung, die sogleich in Angriff genommen wurde. Dabei wurde die Kalvarie durchaus nicht vergessen. Zuerst mußten natürlich die zahlreichen Schäden beseitigt werden. Kaum war dieses aber geschehen, da begann man auch mit der inneren Ausstattung. So erhielt die Kapelle des zweiten Falles die ausdrucksvolle von Leo Müsch, einem Schüler des Franziskaners Br. Hugo Linderath in Düsseldorf, nach dem von letzterem gefertigten Modelle ausgeführte Figur, die ein wirkliches Kunstwerk darstellt. Eine der Gottesmutter geweihte Kapelle, „Maria von den Engeln“, die vom Wege zu weit abgelegen und unzugänglich war, ist an der jetzigen Stelle errichtet worden. An Stelle der alten, schon morschen Orgel schuf 1877 der Orgelbauer Brauner aus Glaz ein neues Werk, welches bis auf den heutigen Tag Gottes Lob begleitet. Alle diese Aufgaben und noch viele andere hätten nicht ausgeführt werden können, wenn die verarmte Gaschinsche Familie die Kosten hätte tragen sollen. Allein die opferwilligen Wallfahrer scheuten weder Kosten noch Mühen, und mit ihrer Hilfe erstand das „Neue Jerusalem“ allmählich wieder im alten Glanze.

Um für die von der Wanderschaft vielfach ermüdeten Pilger den so erwünschten Schatten zu gewinnen, wurden 1862 von Br. Natalis die Kalvarienwege mit Bäumen bepflanzt. Dieses alles geschah in den wenigen Jahren nach dem Einzuge der Franziskaner noch vor dem Kulturkampfe. Daher konnte der Wallfahrtsort die folgenden heftigen Stürme überstehen, ohne in seinen Grundfesten erschüttert zu werden.

Raum hatte der Fürstbischöfliche Stuhl das Eigentum der Kalvarie übernommen, da mußte er gewahrt werden, daß er seinen Besitz in ähnlicher Weise werde zu verteidigen haben, wie die heiligen Orte in Jerusalem seit

Jahrhunderten gegen feindliche Angriffe geschützt werden müssen; denn auch in dieser Hinsicht sollte das „neue Jerusalem“ dem alten ähnlich werden. Die nächste Gefahr drohte dem Kloster und der Kirche von seiten der früheren Eigentümer, welche sich, wie schon bemerkt wurde, auf gewissen Plätzen das Recht, Basalt zu brechen, vorbehalten hatten. Mit der Gutsheerrschaft Byrowa mußten daher langwierige Prozesse geführt werden, die schon deshalb möglichst in die Länge gezogen wurden, damit unterdessen die Steinbrüche ergiebig ausgenutzt werden könnten. Das lag sowohl im Vorteil der Gutsheerrschaft, als auch jener Behörden, welche den Basalt zum Bau von Chausseen benötigten. Die kirchenfeindliche Atmosphäre, welche damals alles umgab, mag nicht wenig dazu beigetragen haben, daß die Klagen vom Gerichte abgewiesen wurden, obgleich die Kirche zweifellos im Rechte war.

Nicht weniger Unannehmlichkeiten bereitete der Kirche der Landrat von Gr. Strehliß als Vertreter des Kreises. Unterm 28. April 1873 forderte er das Kloster auf, den über die Kalvarie führenden Weg in einer Länge von 872 Metern chausseemäßig auszubauen. Hiergegen äußerte der Fürstbischof mit Recht schwere Bedenken. Erst als der Guardian P. Osmundus glaubte darauf aufmerksam machen zu müssen, daß ein Widerstreben nicht zeitgemäß sei wegen der bereits hochgehenden Wogen des Kulturkampfes, wurde die Anlage mit Vorbehalt gestattet. Obgleich das Kloster alles Material selbst lieferte, betrugen die Kosten für die erste Anlage des Weges 2400 Mark. Der Landrat besichtigte in Begleitung des Kreisbaumeisters und des Kreisinspektors die Arbeit und erklärte, alles sei „sehr gut und zweckmäßig“. Weil jedoch der Weg hauptsächlich von der Gutsheerrschaft Byrowa zur Abfuhr von Basaltsteinen in Anspruch genommen wurde, geriet er bald in einen solchen Zustand, daß im Jahre 1881 eine gründliche Ausbesserung nötig wurde, deren Unkosten sich auf 3263,84 Mark beliefen. Der von der Regierung während des Kulturkampfes eingesetzte Kommissarius von Schuckmann wies jedoch nach, daß zur Herstellung und Unterhaltung des Weges nicht das Kloster, sondern die Gemeinde Annaberg verpflichtet sei. Erst, als der Landrat erklärte, die Gemeinde könne die Mittel nicht

aufbringen, ohne daß einzelne Besitzer zugrunde gerichtet würden, ließ er die Summe auszahlen. Auch in den folgenden Jahren hat das Kloster immer wieder die Aufforderung erhalten, den Weg auszubessern, bis der Guardian im Jahre 1902 jede weitere Ausbesserung entschieden ablehnte. Seitdem hat man den Weg nicht mehr für ausbesserungsbedürftig angesehen. Dem Kloster hat aber die Unterhaltung dieses Weges große Kosten bereitet, zu denen es in keiner Weise verpflichtet war. Von 1885 bis 1897 sind dafür mindestens 2000 Mark ausgegeben worden.

Eine noch größere Sorge bereitete dem Kloster der Steinbruch an der Nordseite in der Nähe der St. Raphaelskapelle, dort, wo jetzt die Lourdesgrotte mit den anschließenden Kreuzwegkapellen steht. Schon im Jahre 1849 mußte sich der Fürstbischof beim Landrat von Gr. Strehliß darüber beschweren, daß der Anlieger Thomas Spruch dicht am Kalvarienwege einen Steinbruch eröffnete und die Drohung fallen ließ, er werde mit dem Basaltbrechen bis zur St. Annakirche fortfahren. Später kaufte der Kreis Gr. Strehliß den Steinbruch und nützte ihn so gründlich aus, daß ein etwa 40 Meter tiefer Abgrund entstand mit einer fast senkrechten Wand auf der Südseite, welche an die Kalvarie grenzt. Diese Wand bröckelte infolge von Frost und Regengüssen alljährlich mehr und mehr ab. Es war vorauszusehen, daß mit der Zeit der ganze Kalvarienweg in den Abgrund versinken und selbst die Kirche in Gefahr geraten werde. Um das zu verhüten, kaufte das Kloster zunächst den nördlich davon gelegenen Altanerschen Steinbruch und errichtete an der Grenze eine mehr als 20 Meter hohe, 35 Meter lange und 2 Meter starke Basaltmauer, welche das dahinter liegende Gelände stützen sollte. Unter dem gewaltigen Drucke der Erdmassen brach sie jedoch in einer Länge von 14 Metern zusammen, und so blieb dem Kloster nichts anderes übrig, als den Steinbruch vom Kreise abzulaufen. Nach den mit der Gutsheerrschaft Byrowa gemachten Erfahrungen konnte man von einer gerichtlichen Auseinandersetzung nicht viel erwarten. Gleichwohl schien der Landrat eine solche gefürchtet zu haben; denn er soll nach dem Ankaufe geäußert haben: „Nun ist mir ein

großer Stein vom Herzen gefallen.“ Diesen Stein mußte aber das Kloster noch mit 2000 Mark bezahlen.

In diesem Steinbruch hatte sich allmählich so viel Wasser angesammelt, daß ein etwa 34 Meter langer und ebenso breiter, durchschnittlich vier bis fünf Meter tiefer Teich entstand. Seine Oberfläche lag etwa zehn Meter unter dem jetzigen Grottenplatze bei der St. Raphaels-Kapelle. Alte Leute wußten sich noch zu erinnern, daß darin zwei Jünglinge beim Baden ertrunken waren.

Sollte die Wallfahrtskirche gerettet werden, so mußte man den tiefen Abgrund zuschütten. Es gehörte aber ein außergewöhnlicher Mut und großes Gottvertrauen zu einem solchen Unternehmen. Der in der Schule des P. Athanasius aufgewachsene Guardian P. Alphons Rogosch besaß beide Eigenschaften, und da er für den Schutz der Kalvarie sehr besorgt war, entschloß er sich kurzerhand, mit der Zuschüttung einen ersten Anfang zu machen. Zunächst glaubte man, das nötige Erdreich mit Wagen und Pferdegespann herbeischaffen zu können. Auf die Einladung des Guardians hin kamen aus nah und fern, selbst aus dem entlegenen Deutsch-Müllmen und der Umgegend von Oberglogau die Bauern mit ihrem Gespann zur Arbeit und schafften in wenigen Wochen im Sommer des Jahres 1897 mehr als 1000 Fuhren Schutt in den Abgrund. Jedoch konnte man einen nennenswerten Erfolg kaum wahrnehmen. Es war vorauszusehen, daß auf diesem Wege das Ziel nicht zu erreichen war. Daher entschloß sich das Kloster, eine Feldbahn anzulegen und mit eigenen Pferden zu arbeiten, damit die Zuschüttung ohne Unterbrechung fortgesetzt werden könne. Zum Ausladen der Erde meldeten sich viele Arbeitskräfte aus der näheren Umgebung von Annaberg. Besonders jedoch zeichneten sich durch ihren Eifer die Arbeiterinnen aus den Kalkwerken in Gogolin aus, die ihre arbeitsfreien Tage gern opferten, um zu Ehren der heiligen Anna unentgeltlich zu arbeiten. Mit ihrer Hilfe wurden in den Jahren 1898 bis 1900 zusammen über 27 500 Wagen mit ebensoviel Kubikmetern Erde angefahren aus einer Entfernung von 700 bis 800 Metern.

Mit einem feierlichen Gottesdienst wurde diese schwierige Arbeit am 25. April 1898 begonnen und am



Dritter Fall.

1. Juli 1900 beendet. Die Kosten beliefen sich auf etwas über 10 000 Mark. Ein Unternehmer hatte sie auf mindestens 40 000 Mark veranschlagt.

Auf der Westseite des Klosters mußte der ebenso ausgedehnte gutherrschaftliche Steinbruch gleichfalls zugeschüttet werden, um den Kalvarienweg herzustellen und Unglücksfälle zu verhüten. Dieser Aufgabe hatte sich schon der unermüdbliche P. Athanasius unterzogen, er vollendete sie noch in den letzten Jahren seines Lebens. Den so gewonnenen schönen Platz bepflanzte er mit Nußbäumen, welche leider dem strengen Winter zum Opfer gefallen sind. Ein dritten Steinbruch verschüttete er unterhalb des Kirchhofes, sobald das Kloster im Jahre 1884 den Grund und Boden erworben hatte.

Größere Schwierigkeiten bereitete dem Kloster auch die Gemeinde Annaberg. Am 3. März 1863 war der Baudenplatz und die Kalvarie endgültig in den Besitz der Diözesankirche übergegangen, und schon am 27. April desselben Jahres mußte sich der Guardian P. Ambrosius beim Fürstbischof beklagen, daß die Annaberger auf dem von der Herrschaft Byrowa dem Fürstbischöflichen Stuhle übertragenen Baudenplatze ihre eigenen Buden aufschlagen, mit dem Bemerken, daß dieser Platz Dorfanger sei und daß niemand ihnen daselbst etwas zu sagen habe. Auf Verlangen des Klosters ließ jedoch der Landrat von Gr. Strehlitz am 19. Mai 1863 die Buden der Annaberger, soweit diese auf fürstbischöflichem Boden standen, hinwegräumen. Trotzdem wiederholten sie immer wieder von Zeit zu Zeit ihre angemachten Ansprüche, sobald sie glaubten, die früher erfolgten Entscheidungen seien im Kloster in Vergessenheit geraten.

Beim Ausbruch des Kulturkampfes erlaubte der Guardian P. Osmundus der Gemeinde, ihre Feuerlöschgeräte in zwei auf dem Baudenplatze stehenden Buden aufzubewahren. Gleich beanspruchte sie das Eigentumsrecht darauf; sie mußte durch einen Prozeß vom Oberlandesgericht eines Besseren belehrt werden.

Gleichzeitig hatte die Gemeinde eigenmächtig auf dem Kalvariengelände in der Nähe der Kreuzkirche einen Turnplatz für die Schulkinder geschaffen und glaubte schon ein Recht darauf erworben zu haben. Da durch das Turnen

der Gottesdienst gestört wurde, ließ der Guardian P. Alphons die Turngeräte entfernen. Es kam zur gerichtlichen Klage, in der die Gemeinde kostenpflichtig verurteilt wurde.

Bis in die neueste Zeit mußte das Kloster mit der Gemeinde in Zwist leben, weil ihm seine wohlerworbenen Rechte immer wieder streitig gemacht wurden.

Weil ferner die Kalvarienwege von beiden Seiten an viele Grundstücke angrenzen, konnten auch Grenzstreitigkeiten mit den Besitzern der benachbarten Felder nicht ausbleiben. Manche versuchten auch, unberechtigter Weise die Kalvarienwege für sich auszunutzen, und mußten entsprechend zurechtgewiesen werden.

Während des Kulturkampfes wurde im Klostergarten ein Steinbruch eröffnet, angeblich, um die Kosten der Verwaltung zu bestreiten. Auf der Westseite war das Kloster in seinem Bestande gefährdet. Den Pfarrern der Umgegend ist es zu danken, daß die Wühlarbeit eingestellt werden mußte. Sie hatten dagegen wiederholt und mit aller Entschiedenheit Einspruch erhoben.

Die fremden Pilger, welche den heiligen Berg nur vorübergehend besuchen, haben keine Ahnung, mit welchen Schwierigkeiten die Wächter des Gnadenortes zu kämpfen haben, um den Besitz der Kirche vor feindlichen Übergriffen zu schützen. Da von der Gnadenstätte soviel Segen ausströmt, mußte es unbegreiflich sein, wenn der Feind alles Guten sich hier nicht auffallend bemerkbar machen und dem segensreichen Wirken der Klosterbewohner nichts in den Weg legen würde. Das hat er zwar reichlich, doch immer nur vorübergehend mit Erfolg zustande gebracht.

12. Der „Kulturkampf“ auf dem St. Annaberge.

„Den Hirten werde ich schlagen, und zerstreut werden die Schafe der Herde.“
(Matth. 26, 31.)

Als Nabuchodonosor den mächtigen König der Meder besiegt hatte, „erhob sich sein Herz“, und er faßte den Plan, die ganze Welt sich zu unterwerfen. In gleicher Weise glaubte auch der glaubensfeindliche Liberalismus im neuen Deutschen Reiche nach den Siegen über den benachbarten Erbfeind in den Jahren 1870—71, den Kampf an der Seite aller finsternen Mächte der Hölle gegen das Reich Christi auf Erden, die heilige Kirche, aufnehmen zu können, und rüstete sich zum Kampfe, angeblich im Namen der Kultur, in Wirklichkeit jedoch, um an die Stelle der christlichen Kultur eine neue heidnische zu setzen.

Die Waffe, mit welcher gekämpft werden sollte, war das „Gesetz“, d. h. der Wille einer kirchenfeindlichen Majorität, oder richtiger die rohe Gewalt, das Recht des Stärkeren. Geschmiedet und immer wieder geschärft wurde dieses Schwert von der öffentlichen Meinung, diesem unehelichen Kinde der Presse.

Schwer litten die Katholiken unter dem Druck der rücksichtslosen Vergewaltigung durch die Landesgesetze, die wie Pilze aus verfaultem Holze hervorschoßen und mit ihrem Gifte alles Leben zu vernichten drohten. Unmittelbar berührten sie zwar nur die Hirten der Kirche, denen sie eine rechtmäßige und geordnete Seelsorge erschwert oder gar unmöglich machten; aber die bitteren Früchte dieser Unterdrückung bekam das Volk reichlich zu kosten.

Das schon einige Zeit drohende Unwetter kam auf dem Annaberge zum ersten Male am 7. September 1874,

dem deutschen Kreuzfeste, offen zum Ausbruch. „Als nach beendetem Hochamt die nach Tausenden zählende Menge frommer Pilger im Begriffe war, die Prozession anzutreten, erschien der Landratsamtsverweser Zacharia von Gr. Strehlitz in Begleitung des Amtsvorstehers von St. Annaberg im Kloster, während sechzehn Gendarmen mit Waffen an der Treppe zur Kirche standen, und erklärte dem zusammengerufenen Franziskanerkonvente, daß die Prozession nicht abgehalten werden dürfe, auch eine Privatandacht von mehr als vier Personen zusammen nicht stattfinden könne, daß vielmehr das Volk bis 12 Uhr mittags auseinandergehen müssen. Als der P. Guardian dem in der Kirche harrenden Volke diese traurige Mitteilung machte, bot sich ein herzerreißender Anblick dar: ein lautes Schluchzen und Weinen ertönte, und schmerz erfüllt fiel man auf die Knie zum Gebete. Genannte sechzehn Gendarmen aus den Kreisen Gr. Strehlitz, Cosel und Oppeln hatten selbstverständlich keinen Grund einzuschreiten, da sich alle der Bitte des P. Guardian gemäß still und gott ergeben entfernten.“ (Schles. Volkszeitung 1874 Nr. 204.)

Damit die zum polnischen Kreuzfeste (14. September) pilgernden zahlreichen Wallfahrer nicht erst den Annaberg erreichten, wurden sie von den Gendarmen schon am Fuße des Berges zurückgewiesen trotz ihrer herzerreißenden Bitten, man möge ihnen wenigstens gestatten, nach der anstrengenden Reise vor dem Gnadenbilde ein Gebet zu verrichten und dann heimzukehren. Alle, die sonst auf den Berg gekommen waren, wurden alsbald zerstreut. In demselben Jahre wurde der Franziskaner-Laienbruder David Kornek beim Almosensammeln festgenommen und zu drei Tagen Gefängnis verurteilt, die er in Gr. Strehlitz verbüßte. Die Verurteilung war durchaus gesetzwidrig.

Während des folgenden Winters wurden die Gesetze vorbereitet, durch welche die Kirche vergewaltigt werden sollte; im Mai 1875 wurden sie dem Landtage vorgelegt und trotz allen Einspruchs einer gesunden Vernunft angenommen. Allein die Regierung in Oppeln mochte die Entscheidung in Berlin gar nicht abwarten, sondern beeilte sich schon am 1. Mai mit ihrem feindlichen Angriff auf das Kloster in Annaberg, indem sie befahl, die Klosterschule zu schließen. Diese war im Jahre 1870

hier errichtet worden, damit es für die Zukunft an Arbeitern im Weinberge des Herrn nicht fehle. Zurzeit hatte sie gegen 30 Schüler. Nach drei Wochen mußten nun diese das Kloster verlassen; aber sie bewiesen ihre Anhänglichkeit an den Orden, indem neunzehn von ihnen sich bereit erklärten, mit den Patres nach Amerika auszuwandern. Dort besaß die deutsche Ordensprovinz bereits seit dem Jahre 1858 einige Klöster, in welche sich die aus ihrer Heimat vertriebenen Söhne des heiligen Franziskus flüchten konnten. Nach Annahme der kirchenfeindlichen Geseze rüsteten sie sich daher bald zur Abreise, verkauften alle irgendwie entbehrlichen Habseligkeiten, insbesondere ihre Bibliothek, um das notwendige Reise-geld zu beschaffen, und verließen zum größten Teil schon am 7 Juni das Kloster.

„Die Kunde davon hatte sich wie ein Lauffeuer in der nächsten Umgebung verbreitet, und alsbald eilte jeder, die teuren Scheidenden noch einmal zu sehen und von ihnen Abschied zu nehmen. Schon als die Wagen zur Wegführung der Patres in den Klosterhof fuhren, gab die Volksmenge Zeichen einer herzerreißenden Trauer. Als aber das Klostertor sich öffnete und die Wagen sich in Bewegung setzten, ertönte lautes Wehklagen und über das Angesicht der härtesten Männer strömten Tränen. Es war eine Szene, die sich nur fühlen ließ, aber jeder Beschreibung spottet. Wie eine lebendige Mauer drängte die zahlreich am Hofstore versammelte Menge gegen die Wagen, und dem Drucke des Volkes nachgebend mußte das Hofstor wieder geschlossen werden. Die Patres suchten die Schluchzenden zu beruhigen, was ihnen erst einigermaßen glückte, als P. Guardian erschien und dringend bat, den Patres den Weg nicht zu versperren, da ihre Reise nun unvermeidlich sei. Die Hände zum Segen erhebend nahmen sie Abschied von dem guten Volke, das die zur Bahnstation Gogolin entrollenden Wagen noch durch die nächstliegenden Dörfer begleitete.“

Der Guardian P. Osmundus war mit dem Definitor P. Athanasius, P. Viktor Albers und einigen Laienbrüdern zurückgeblieben; es standen ihnen noch schwere Prüfungen bevor. Tags darauf, am 8. Juni, erschienen morgens um 8 Uhr im Auftrage der Oppelner Regierung

der Staatsanwalt Wachler aus Oppeln, Landratsamtsverweiser Rudolf aus Gr. Strehlig, Amtsvorsteher Götisch aus Porembsa mit einem Referendar und einem Dolmetscher sowie sieben Gendarmen im Kloster, um daselbst Haussuchung nach Schriftstücken und Kassen geheim-politischer Vereine zu halten. Mit Ausnahme des Guardians wurden alle Hausbewohner in ihre Zellen eingesperrt und sorgfältig bewacht, während alle Räume des Klosters emsig durchwühlt wurden. Zu ihrer nicht geringen Enttäuschung mußten jedoch die emsigen Forscher wahrnehmen, daß staatsgefährliche Dinge überall eher als in einem Kloster zu finden sind. Wie mag sie das geschmerzt haben!

In früheren Zeiten pflegte man die Menschen, um von ihnen Geständnisse zu erpressen, auf die Folter zu spannen und so lange zu peinigen, bis sie von Schmerzen gezwungen das aussagten, was man zu erfahren wünschte. Zu dieser Praxis konnte man, weil sie zu sehr veraltet war, nicht zurückkehren; man mußte sich also nach einem Ersatz umsehen, und der war nicht schwer zu finden. Am 26. Juni wurden der Guardian P. Osmund und P. Viktor Albers auf das Landratsamt nach Gr. Strehlig beordert und dort von morgens 9 bis abends 6 Uhr über den Dritten Orden, die Bruderschaften und hundert andere angeblich staatsgefährliche Sachen ausgeforscht. Lehrer March aus Annaberg mußte sich sogar vor Gericht verantworten, weil er die Namen in die Bruderschaftsregister eingetragen hatte. Das war ein bis dahin unerhörtes Verbrechen.

Endlich, am 24. Juli, morgens 10 Uhr, überbrachte der Landrat von Gr. Strehlig in Begleitung des Amtsvorstehers dem Guardian von Annaberg — was meinst du, freundlicher Leser? Gewiß die Tapferkeitsmedaille; nein — das Aufhebungsdekret mit der Aufforderung, das Kloster binnen acht Tagen zu verlassen. So wurde denn in der sicheren Voraussicht, daß für sie das letzte Stündlein bald schlagen würde, am 31. Juli ein feierliches Levitenamt gehalten, um Gott für die am Gnadenorte erhaltenen Wohlthaten zu danken, und im Laufe des Vormittags verließen die PP. Athanasius und Viktor mit Tränen in den Augen den heiligen Berg. Der Guardian blieb zurück. Denn wie ein guter Kapitän das sinkende

Schiff nicht verläßt, solange nicht alles in Sicherheit ist, was gerettet werden kann, und nur der höheren Gewalt weicht, so wollte er auf seinem Posten stehen, bis er als der letzte Klosterbewohner gezwungen würde, die ihm anvertraute Festung zu verlassen. Am 11. August erhielt er dann auch vom Landrat die Weisung, daß, wenn er nicht binnen acht Tagen das Haus verlassen haben würde, gegen ihn Gewalt angewendet werde. Darauf ließ er es, getreu seinem Vorsatze, wirklich ankommen und blieb im Kloster mit vier Laienbrüdern zurück, bis am 27. August der Landrat selber kam und nach vergeblicher Aufforderung, das Haus zu räumen, zuletzt einen der Brüder bei der Kette faßte und kurzerhand an die Luft setzte, wobei er den anderen befahl, ihm zu folgen. So wurde das Kloster von den staatsgefährlichen Ordensleuten gesäubert, und das Vaterland war — gerettet.

Die vertriebenen Patres fanden in dem friedlichen Holland gastliche Aufnahme, und wenngleich sie, besonders in der ersten Zeit, mit Mangel und Not zu kämpfen hatten, so fanden sie doch unter dem Schutze der gütigen Vorsehung nicht bloß ein neues Feld für ihre segensreiche Tätigkeit, sondern auch noch die Mittel und Wege, um neue Kräfte heranzubilden und nach ihrer Rückkehr in die alte Heimat das angefangene Werk mit frischem Mute und verjüngter Kraft fortzusetzen.

Trauriger und verhängnisvoller war aber das Los des zurückbleibenden Volkes. Wie einst im Lande Aegypten nach den Jahren außergewöhnlicher Fruchtbarkeit plötzlich sieben Jahre einer schrecklichen Hungersnot hereinbrachen, so erfüllte sich auch in unserer Heimat nach den glücklichen Jahren eines geistigen Überflusses, was Gott einst durch den Propheten angedroht hatte: „Siehe ich werde Hunger senden auf die Erde, Hunger nicht nach Brot, sondern nach dem Worte Gottes; man wird wandern von Meer zu Meer, vom Untergang der Sonne bis zum Aufgang, um Gottes Wort zu suchen, wird es aber nicht finden“ (Amos 8, 11).

Die Klosterräume lagen verlassen und öde, der Gottesdienst in der Kirche mußte unterbleiben, die neue Orgel verstummte, und von der Kanzel ertönte nicht mehr das

Wort Gottes; alles war plötzlich anders geworden, tiefe Trauer herrschte an dieser Stätte der Gnade, wo vorher jedermann freudigen Herzens Gott Lob gesungen hatte. Mancher arme, schuldbeladene Sünder hätte so gern seine Seele entlastet und sich mit Gott hier ausgeöhnt, aber niemand war da, der ihm die Last hätte abnehmen können; mutlos und ohne Trost mußte er mit seiner drückenden Last wieder heimkehren. Wie mag er den herzlosen Liberalismus im Herzen, vielleicht sogar laut verwünscht haben!

Die Kalvarienandachten wurden zwar von der Regierung nicht von neuem verboten, denn sie hoffte, daß sie von selbst aufhören würden, wenn erst die Führer beseitigt wären. Allein das oberschlesische Volk hing zu sehr an diesen Andachten, als daß es sie um irgendeinen Preis oder wegen noch so großer Schwierigkeiten hätte aufgeben mögen. Sehr zahlreich kamen alljährlich die Pilger aus allen Gegenden, beteten und sangen an den heiligen Stätten, klagten über harte Behandlung seitens der weltlichen Obrigkeit und trösteten sich mit der Hoffnung auf eine bessere Zukunft. Je größer die Bedrängnisse wurden, desto eifriger suchten die Bedrängten Hilfe bei der heiligen Mutter Anna.

Immer mehr kam ihnen aber auch zum Bewußtsein, welche Wunden der Kulturkampf ihnen schon geschlagen hatte. Bei den Kalvarienandachten fehlte es an der notwendigen Leitung und Ordnung, vor allem aber an der ersehnten Belehrung durch die so beliebten Predigten bei den Leidensstationen des Herrn. Die Erinnerung an die früheren schönen Zeiten verbitterte den Wallfahrern den Besuch des Gnadenortes. Am drückendsten jedoch empfanden es die Pilger, daß sie am Gnadenorte nicht mehr eine ausreichende Gelegenheit fanden, die Gnadenmittel der Kirche, die heiligen Sakramente zu empfangen. Die Ordensgeistlichen waren in weiter Ferne, und die weltliche Geistlichkeit hatte zu Hause übermäßig viel Arbeit. Ihre Reihen lichteten sich von Tag zu Tag, und es fehlte am notwendigsten Ersatz. Die alten Freunde des Annaberges, welche immer bereit waren, im Beichtstuhl und auf der Kanzel auszuhelfen, starben aus, darunter die Nachbarn des Klosters, Pfarrer Grölich in Leschnitz,



Annaberg i. Erzgeb.

Inneres der St. Annenkirche.

Erzpriester Berzig in Gr. Strehlig, Pfarrer Karl Weßert in Gosel und Amand Nowak in Wyssoka. An Stelle der drei ersten kamen bald Staatspfarrer, die gegen den Willen des Bischofs von einer weltlichen Behörde eingesetzt, vom katholischen Volke aber mit Recht einmütig abgelehnt wurden. So waren diese und noch viele andere Pfarreien vollständig verwaist und in großer Not. Viele Gläubige starben, ohne vorher die heiligen Sakramente empfangen zu haben, die Ehen konnten nicht kirchlich eingesegnet werden, die Jugend wuchs auf ohne Erziehung und Religionsunterricht, verwilderte und wurde gottentfremdet, eine Last und Sorge für die tugendhaften Eltern.

In dieser traurigen Zeit nahm sich Pfarrer Julius Olbrich aus Jeschona und besonders sein Kaplan Johann Schlenker des Annaberges an, und als dritter im Bunde half Pfarrer Matischok aus Roditsch, soviel er nur konnte, an dem Gnadenorte aus. Die Tage reichten nicht mehr aus, und es mußten ganze Nächte geopfert werden, um die schwere Arbeit zu bewältigen. Aber zuletzt mußten die meisten Pilger unverrichteterdinge nach Hause zurückkehren. Diese unerträglichen Zustände machten auf die Beteiligten einen unauslöschlichen Eindruck. Wer es nicht selbst erlebt hat, kann sich davon keine Vorstellung machen.

Mit den Jahren wurde die Not himmelschreiend. Selbst der kirchenfeindlichen Partei im Staate wurde angst und bange, sie begann, sich ihres rücksichtslosen Vorgehens zu schämen. Die Regierung mochte aber ihren Fehler nicht eingestehen und wußte nicht, wie sie ihn wieder gutmachen sollte, ohne sich etwas zu vergeben. Sie wurde aber zunächst nachsichtiger, bereit, die Übertretungen ihrer Maigesetze nicht zu beachten, wenn sie nur verborgen gehalten wurden. Dadurch gewannen die Katholiken wieder Mut.

In Annaberg waren die Ortsbewohner durch die Entfernung der Patres aus dem Kloster und die Einschränkung der Wallfahrten auch in materielle Not geraten, ähnlich wie nach der Säkularisation. Obschon der Fürstbischof es nicht für angebracht erachtete, wandte sich eine Deputation von Annaberger Bürgern an den Oberpräsidenten mit der Bitte, die Rückkehr der Franziskaner

zu gestatten. Der Regierung ging die materielle Not der Bewohner mehr zu Herzen als die geistige Not des Volkes, und wenn auch die Bitte der Bürger nicht gewährt wurde, scheint sie doch den Erfolg gehabt zu haben, daß von Zeit zu Zeit ein Franziskanerpater aus Holland nach Annaberg kommen und in stiller Verborgenheit dem Volke die heiligen Sacramente spenden durfte, ohne beschränkt zu müssen, daß die Polizei sich seiner liebevoll annehmen werde. So kamen in den Jahren 1880 und 1881 die Patres Athanasius und Osmundus hither und nahmen sich des verlassenen Volkes mit allem Eifer an, allerdings nur vorübergehend und als Weltpriester verkleidet. Der Lehrer March hielt sie dabei immer auf dem laufenden, indem er von Zeit zu Zeit berichtete, wie die Stimmung in den maßgebenden Kreisen beschaffen war.

Unterdessen verhandelte aber auch der Fürstbischof mit dem Provinzial der Franziskaner, P. Othmarus Maasmann, um für den Annaberg einige Patres zur Linderung der geistigen Not des Volkes zu erhalten. Natürlich sollten sie nur im verborgenen und in Zivilkleidung auf dem Berge verweilen, um keinen Anlaß zur Aufregung gewisser Kreise zu bieten. Infolgedessen wurden die Patres Athanasius und Desiderius nach Annaberg geschickt; ersterer kam am 17. Oktober, der andere am 9. November 1881 im Kloster an.

Die sieben Jahre der schweren Hungersnot hatten damit ihr Ende erreicht, und man konnte hoffen, daß nun bald eine bessere Zeit für die Katholiken und auch für den Annaberg anbrechen werde. Diese Hoffnung sollte nicht getäuscht werden.

13. Die Franziskaner zum drittenmal auf dem St. Annaberge.

„Dann will ich zurückkehren und will wieder erbauen das Gezeß Davids, das zerfallene; und was von ihm eingestürzt ist, werde ich wieder aufbauen und aufrichten.“

(Apg. 15, 16.)

Der Kulturkampf endete mit einem offenbaren Siege der katholischen Kirche, welche die Verheißung hat: „Die Pforten der Hölle werden sie nicht überwältigen“ (Matth. 16, 18). Die gesunde Vernunft ist schließlich doch mächtiger als die blinde Leidenschaft des Hasses, und so gewann allmählich auch die gesetzgebende Majorität im preussischen Landtag die Überzeugung, daß die Unterdrückung der eigenen Mitbürger wegen ihrer religiösen Überzeugung nicht bloß ungerecht, sondern auch eine große Torheit ist, deren sich ein gesitteter Mensch doch schämen muß.

Nach 12 Jahren eines Kampfes, in welchem die Regierung keinen Sieg gewonnen, wohl aber eine Niederlage nach der anderen erlitten hatte, wurden endlich im Jahre 1887 die Maigesetze teilweise aufgehoben und u. a. diejenigen Orden und ordensähnlichen Kongregationen, welche sich der Seelsorge widmen, „wieder zugelassen“.

Nun konnten die verbannten Franziskaner wieder in ihr Kloster auf dem Annaberge heimkehren. Und sie beeilten sich, es zu tun. Trieb sie doch die Sehnsucht, den geliebten Berg wieder in Besitz zu nehmen, nicht weniger als das Verlangen, dem guten oberschlesischen Volke zu helfen; es blutete ja noch aus tausend Wunden, die es im ehrenvollen Kampfe davongetragen.

Schon auf dem am 10. August 1885 abgehaltenen Kapitel wurde P. Athanasius Kleinwächter wieder zum Präses von St. Annaberg erwählt und am 2. Oktober 1887, sobald der Orden in Preußen wieder zugelassen war,

als Guardian bestätigt. Er blieb es bis zu seinem am 3. April 1892 erfolgten Tode, wie er es bereits früher vom 10. Mai 1864 bis zum 21. Juli 1872 gewesen war. Durch sein immer heiteres und leutseliges Benehmen verstand er es, das so schwer geprüfte Volk wieder aufzurichten und zu trösten. Wo immer er sich nur zeigte, da schien es, als ob die Sonne alles finstere Gewölk hinweggescheucht und einen neuen Frühling ins Land gebracht hätte.

Nun strömten die frommen Wallfahrer wie vordem von allen Seiten auf den geliebten Annaberg, hörten wieder die so lange vermischten, so heiß ersehnten Predigten und Besehrungen, sangen die alten liebgewonnenen Lieder aus voller Brust mit neuer Begeisterung, beteten wie ehedem, und bald war alles überstandene Leid vergessen. „Unser P. Kleinwächter“ wurde der Liebling des ober-schlesischen Volkes. Verdient hat er es auch.

Seine erste Sorge war es, die Kalvarienkapellen geziemend in Stand zu setzen, die zahlreichen Schäden auszubessern und die schon vor dem Kulturkampfe begonnene innere Ausstattung weiter fortzusetzen. Im Jahre 1886 ließ er die Kapelle auf dem Paradieshofe vergrößern und die Kommunionhalle verbreitern. Auch die beiden anderen, als Beichthalle benutzten Säulengänge wurden erneuert. Dann kamen die Kapellen an die Reihe. Von außen wurden sie im Laufe der folgenden Jahre vielfach ausgebessert und besonders die Dächer fast alle neu gedeckt; doch war es sein Bestreben, die Kapellen von außen in ihrer ursprünglichen Einfachheit zu erhalten. Dagegen lag ihm alles daran, daß die bildliche Darstellung der Geheimnisse des Leidens unseres Herrn in möglichst würdiger Form und kunstgerecht ausgeführt werde. Durch Vermittlung des P. Viktor Albers, der vor dem Kulturkampfe selbst längere Zeit in Annaberg angestellt war, hatte er den armen, jedoch sehr begabten und ebenso tief religiösen Bildhauer Josef Ropp in München ausfindig gemacht und übertrug ihm die künstlerische Erneuerung der Kalvarie. An Stelle der alten, morschen und teilweise bereits unkenntlichen Bilder sollten in Holz geschnitzte Figuren die Altäre schmücken, die von dem-

selben Künstler gezeichnet, aber von dem Annaberger Tischlermeister Altaner zur Ausführung gebracht wurden.

So entstand zuerst im Jahre 1886 die lebensvolle Darstellung der Verhörung unseres Herrn vor dem Hohenpriester Kaiphas in dem Augenblick, wo der Heiland beschworen wird, daß er erkläre, ob er der Sohn Gottes sei. Das Bild fand allgemeine Anerkennung und Bewunderung; daher wurde der Künstler sogleich beauftragt, eine ähnliche Gruppe für das Haus des Annas, wo der Herr von dem Knechte des Hohenpriesters ins Angesicht geschlagen wurde, und eine weitere für den Palast des Herodes, welcher den Herrn verspotten ließ, herzustellen. Auch jetzt zeigte sich der Künstler als Meister und erhielt insolge dessen immer wieder neue Aufträge. 1889 folgte die liebliche Darstellung in der Veronika-Kapelle, 1890 für das Haus des Pilatus die Ecce-Homo-Gruppe. Gleichzeitig waren die drei Altarbilder im Hause Maria in Arbeit und wurden 1891 aufgestellt. P. Athanasius bestellte noch die Figuren der Grablegung unseres Herrn, erlebte jedoch deren Vollendung und Aufstellung nicht mehr. Er hat wohl nicht geahnt, daß mit der Darstellung der sterbenden Gottesmutter auch seine Bemühungen um die Zierde des Hauses Gottes ihren Abschluß finden sollten. Seine Nachfolger im Amte setzten jedoch das begonnene Werk in seinem Sinne eifrig fort. Insbesondere sorgte der Guardian P. Alphons Rogosch (26. Februar 1893 bis 25. Januar 1899) für die äußere Instandsetzung von etwa zwanzig und die Ausmalung von zwölf Kapellen in ihrem Innern durch den Maler Tempier. Auch ließ er von dem Bildhauer Kopp die Figuren in der Raphael-Kapelle, die Gruppen der Geißelung und Dornenkrönung Christi in der Kapelle zur heiligen Stiege anfertigen. Damit nicht zufrieden, beauftragte er denselben Künstler mit der Herstellung einer schönen Figur der erhabenen Gottesmutter, die im Sarge von den zwölf Aposteln getragen wird, und einer zweiten, welche die glorreich auferstandene Himmelskönigin darstellt mit den beiden Engeln zu ihren Füßen. Beide Figuren werden bei den Marien-Prozessionen feierlich von Jungfrauen getragen. In den kleinen Mutter-Gottes-Kapellen wurden von dem Maler Heinisch neue Bilder angefertigt, ebenso

die beiden Bilder der zehnten Station. Der Bildhauer Baumeister aus Breslau schuf die steinernen Figuren in den Kapellen des ersten Falles und Simons von Cyrene, der Maler Walbowski, gleichfalls aus Breslau, die drei großen Bilder im Palast des Pilatus und das Altarbild in der Magdalenen-Kapelle. In der Klosterkirche wurde der alte, schon ganz morsche Hochaltar durch einen neuen ersetzt, den der Kunstschler Kuzer aus Obergrund bei Buchmantel lieferte und staffierte. Fast in derselben Zeit wurden die Kapelle zur heiligen Stiege und der Abendmahlssaal von dem Kirchenmaler Klinl aus Babilz nach Angabe des Guardians sinnreich ausgemalt, eine Arbeit, die sich bis auf den heutigen Tag tabellos erhalten hat. Darauf folgte die Ausmalung der Kreuzkirche durch denselben Künstler. Als nun in den nächstfolgenden Jahren auch die Gruppen der Verspottung Jesu im Kerker des Kaiphas und der Verrat des Judas auf dem Ölberge von dem Bildhauer Kopp vollendet und aufgestellt waren, konnte die innere Erneuerung der Kapellen einstweilen als abgeschlossen betrachtet werden.

Einen eigentartigen Schmucl erhielt die Kirche noch in der herrlichen Darstellung der Weihnachtskrippe, welche von Kopp entworfen und ausgeführt wurde. Die Tischlerarbeiten verfertigte im Kloster Br. Eduard Mansfeld.

Zu neuester Zeit ging endlich auch ein lange gehegter Wunsch in Erfüllung, die Erbauung einer prächtigen Lourdesgrotte. Es fehlte bisher an einem passenden ausgedehnten Plaze, wo die gemeinsame Schlußandacht für die zahlreichen Wallfahrer hätte abgehalten werden können. Dieser wurde durch Zuschüttung des mächtigen Steinbruches bei der Raphael-Kapelle gewonnen. Nachdem die aufgeschüttete Erde sich allmählich gesetzt hatte, konnte man daran denken, hier zu Ehren der Unbefleckten Empfängnis Mariä eine Grotte zu erbauen, in der ein Altar aufgestellt werden sollte, an welchem künftig die letzte Segensandacht stattfinden könnte. Zugleich sollte eine größere Kreuzweganlage den Paradieshof entlasten. Dieses schwierige und kostspielige Werk unternahm der Guardian P. Georg Simon und vollendete es in der Hauptsache, wobei ihm die anderen Patres, ins-

besondere P. Raphael Müller, hilfreich zur Seite standen. Es wurden gegen 3000 Fuhren Steine herbeigeschafft, zum Teil aus nicht geringer Entfernung und mit großer Mühe. Das Modell für die Grotte hat noch derselbe Grottenbauer Wilhelm Baum entworfen, welcher auch die Lourdesgrotten in den Franziskanerklöstern zu Neustadt und Panewitz erbaut hatte. Er starb jedoch unmittelbar nach der Fertigstellung des Modelles im Krankenhause der Barmherzigen Brüder in Bogutschütz, und so mußte die Ausführung des Baues von seinem Bruder Peter Baum in Mühlheim übernommen werden. Dieser überließ jedoch die Leitung der Arbeiten seinem erfahrenen Werkführer, dem Grottenbauer Valentin Orf aus Günthers bei Tann i. d. Rhön, der auch die einzelnen Kreuzwegkapellen nach eigenem Plane zur Ausführung brachte. Das ganze Werk wurde in den Jahren 1912 bis 1916 vollendet und steht nun da zur Freude eines jeden andächtigen Wallfahrers. Die einzelnen Kreuzwegstationen sind teils von Wallfahrern verschiedener obererschlesischer Pfarreien, teils von besonderen Wohltätern gestiftet. Die Stationsbilder sind das Werk der Gebrüder Moroder, Altarbau und Bildhauerei in Offenburg.

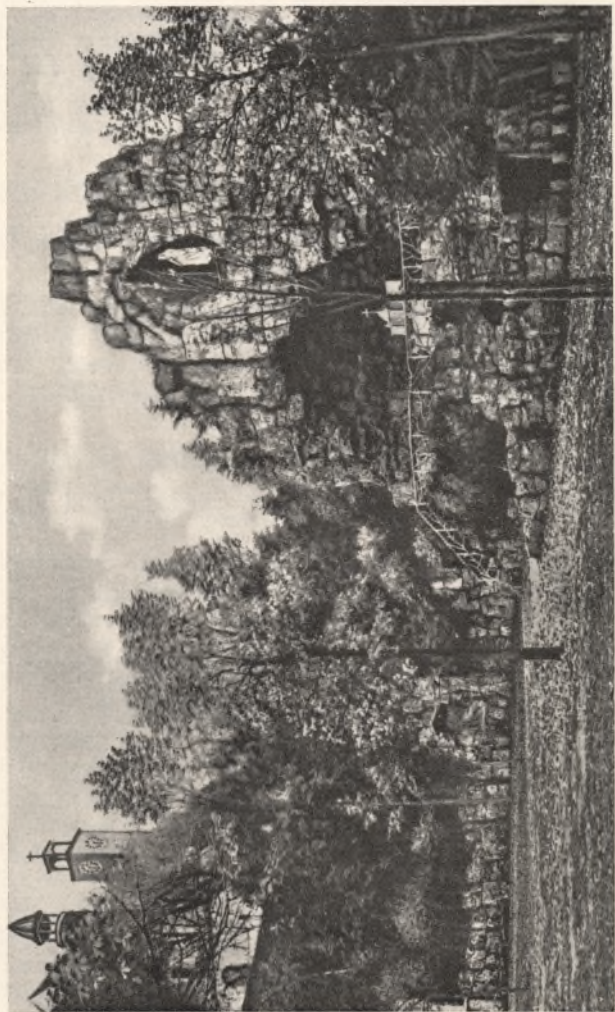
Neben der Erneuerung der Kalvarienkapellen bereitete auch die Instandhaltung der Kalvarienwege dem Kloster manche Sorge und Mühe. Bei schlechtem Wetter mußten die Wallfahrer oft genug die Unannehmlichkeiten des Lehmbodens verkosten und kamen an manchen Stellen rascher vorwärts, als ihnen lieb war. Die steileren Abhänge wurden daher gepflastert und die vom Regen zerrißnen Wege immer wieder geebnet. Auch der Paradieshof erhielt eine neue Pflasterung.

Eine ganz besondere Aufgabe war die Versorgung der Wallfahrer mit gutem Trinkwasser. Der vor 125 Jahren von den Patres mit großer Mühe erbaute 66 m tiefe Brunnen liefert zwar in normalen Jahren gerade genug Wasser; er wurde jedoch nicht hinreichend ausgenutzt, obschon bei Tag und Nacht Wasser gefördert wurde. Es mußte mit schweren Eimern hinaufgewunden werden, und da war es nichts Seltenes, wenn die Kette zerriß, daß beide Eimer mitsamt der starken Kette in die Tiefe

hinabstürzten. Nur mit großer Mühe konnte dann die Wasserbeförderung meist nach langer Zeit erst wieder ausgenommen werden. Um diesem Übelstande abzuheffen, wurde im Jahre 1900 ein kräftiges Pumpwerk angelegt, welches so reichlich Wasser liefert, daß alle Wallfahrer versorgt werden können, so lange der Vorrat ausreicht. Die Anlage wurde allgemein mit um so größerer Freude begrüßt, als damals der Annaberg an Wasser großen Mangel litt.

Außerordentlich unangenehm empfanden die Wallfahrer schon seit langer Zeit den Mangel an genügendem Nachtlager. In älteren Zeiten konnten sich die Menschen, so weit sie in den bürgerlichen Häusern kein passendes Unterkommen fanden, mit einem Plätzchen auf dem steinernen Pflaster des Klosterganges neben der Kirche begnügen oder sie brachten die ganze Nacht im Hause Gottes zu, was ebenso unbequem wie ungeziemend und nicht weniger gesundheitlich, wie moralisch bedenklich war. Da keine Aussicht bestand, daß von anderer Seite Abhilfe geschaffen werde, entschloß sich das Kloster, dem Mangel ein Ende zu machen und ein Heim zur Beherbergung der Pilger zu bauen. Dazu kam der schon lange erwogene Plan, ein eigenes Exerzitienhaus zu errichten. Daher wurde beschlossen eine Stiftung zu gründen, die beiden Aufgaben gerecht werden sollte. Die Umstände waren sehr günstig und so entstand das „Annahaus als Jugend-, Wanderer- und Pilgerherberge“ und geht seiner Vollendung entgegen, trotz der Schwierigkeiten, die sich später aus begreiflichen Gründen dem Unternehmen entgegenstellten. Es wurde vom oberschlesischen Volke mit großer Genugtuung begrüßt.

Die schon vor dem Kulturkampf festgesetzten Ablass-tage wurden unverändert beibehalten, dagegen die hier zu gewinnenden Ablässe selbst im Jahre 1926 durch Vermittlung des Kardinals neu geordnet und wesentlich vermehrt durch ein Dekret Pius XI. vom 18. November 1926. Demnach werden gemeinsame Andachten gehalten an sogenannten Ainen Ablässen, an denen nur fünf Predigten gehalten werden im Laufe eines Tages, und an den großen Ablassfesten, welche zwei Tage dauern und an denen jetzt vierzehn Predigten gehalten werden.



Die Lourdesgrotte.

Kleine Ablässe finden statt:

I. Polnische:

1. Gründonnerstag; 2. Kreuzauffindung (3. Mai);
3. Christi Himmelfahrt; 4. Dreifaltigkeitssonntag; 5. Peter und Paul (29. Juni); 6. Skapulierfest (Gelöbnisprozession der Gemeinde Rogau bei Cosel, 16. Juli);
7. Petrus von Alcantara (19. Oktober).

II. Deutsche:

Nur ein kleines Ablassfest am Pfingstmontage.

Große Ablässe finden statt:

I. Polnische:

1. Am Feste Mariä Himmelfahrt (Sonabend und Sonntag nach dem 15. August); 2. Schutzengelfest (sogenanntes Raudener Fest, 14 Tage nach Mariä Himmelfahrt); 3. Kreuzerhöhung (14. bis 15. September).

II. Deutsche:

1. An der Oktav von Mariä Himmelfahrt (Sonabend und Sonntag nach dem 22. August); 2. Kreuzerhöhung (7. bis 8. September).

Außerdem finden regelmäßig, wenn auch nicht alljährlich am gleichen Tage, noch folgende deutsche Wallfahrten statt:

Kinder (Dekanat Groß Strehlig),
Kinder (Einzelgruppen und Schulen),
Jugend-Pfingstwallfahrt,
Jungmänner,
Jungmänner in Einzelgruppen,
Jungfrauenwallfahrt,
Jungfrauen in Einzelgruppen,
Müttervereine,
Frauen in Einzelgruppen,
Die große Männerwallfahrt (28. Juni),
Einzelne Gemeinden (1936 : 45),
Tertiären (Jugend und Gemeinden),
Wallfahrer zum St. Annafest,
Exerzitanten,
Wallfahrer aus Oberschlesien,
Wallfahrer aus dem Hultschiner Ländchen.

Bei den gemeinsamen Prozessionen wurde stets auf Ordnung gesehen, ohne die eine wahre Andacht auf die Dauer nicht möglich ist. Zur Hebung der Feier wurde ein einheitlicher Gesang dadurch ermöglicht, daß vom Kloster besondere Notenbücher für die Musikanten herausgegeben und beim Gottesdienste eingeführt wurden, die sich bald als unentbehrlich erwiesen. Die Musikkapellen der einzelnen Prozessionen wurden vereinigt und begleiteten fortan gemeinsam den Volksgesang; es war nichts Seltenes, wenn dabei 400 und mehr Instrumente die Feier verherrlichten. An der Spitze der gewaltigen Prozession zogen die Führer mit ihren Kreuzen; es folgten mehrere geschlossene Reihen von Bergleuten in ihrer schönen Bergmannstracht, geschmückt mit einer eigens für sie und andere Wohltäter der Kalvarie geprägten Kreuzmedaille; ihre Aufgabe war es, für eine gerade und undurchbrechbare Front zu sorgen. Dann folgten die Wallfahrer in unübersehbarer Menge. Vom „Haus Mariä“ an bewegt sich die Prozession nach dem „Grabe Mariä“ in Poremba. Dabei wird die von zwölf Aposteln getragene Figur der Gottesmutter im Sarge von Jungfrauen in Trauerkleidung abwechselnd getragen und am Schlusse in der Kirche beigesetzt. Am andern Morgen findet die Auferstehungsfeier statt, und die Figur der glorreich erstandenen Himmelskönigin wird von Jungfrauen in weißer Tracht nach dem Berge geleitet, wo an der Grotte die erhebende Schlußandacht erfolgt. Die Kreuzwegprozession geht in umgekehrter Richtung, beginnend bei der St. Raphael-Kapelle, zum Ölberg und von da auf dem weiteren Wege zum Kalvarienberg. Am Schlusse wird immer der Segen mit dem Allerheiligsten erteilt, und dann zieht die theophorische Prozession hinauf zur Gnadenkirche.

Um die Einheit beim Beten und Singen zu fördern, wurde ein deutsches Kalvarienbuch „Der andächtige Wallfahrer“ und ein polnisches „Bobozny Bielgrzym“ vom Kloster herausgegeben. Die kirchlichen Bruderschaften erhielten einen neuen Aufschwung dadurch, daß für jede einzelne belehrende Büchlein verfaßt wurden. Infolgedessen wurden z. B. in die St. Anna-Bruderschaft im Jahr 1900 mehr als 5000 neue Mitglieder eingeschrieben.

In jeder Hinsicht wurde mit Eifer gearbeitet, um allen Wünschen nach Möglichkeit gerecht zu werden.

Im Jahre 1910 wurde das zweihundertjährige Jubiläum der Erbauung der Kalvarienkapellen gefeiert, und da zeigte sich die Liebe und Begeisterung des oberschlesischen Volkes zu seinem Wallfahrtsorte in vollem Glanze. Die Prozessionen erschienen in außergewöhnlicher Stärke und mit einem würdigen Gepränge nicht bloß aus den alljährlich hier vertretenen Ortschaften, sondern auch aus Städten und Dörfern, die bisher nur einzelne Wallfahrer entsandt hatten. Se. Eminenz der Hochwürdigste Herr Kardinal Ropp ließ sich, verhindert persönlich zu erscheinen, durch den Weihbischof Karl Augustin vertreten und ein feierliches Pontifikalamt im Freien halten, da keine Kirche die Menge der Wallfahrer hätte aufnehmen können. Zum Andenken an die Feier wurde an Stelle einer kleinen Mutter-Gottes-Kapelle die geräumige „Jubiläums-Kapelle“ errichtet.

Welche Bedeutung dem Wallfahrtsort von seiten der höchsten kirchlichen Behörden beigemessen wird, ersieht man am besten daraus, daß Se. Eminenz der Hochwürdigste Herr Kardinal Bertram fast alle Jahre eine Pilgerfahrt nach dem Annaberge unternimmt, um die Anliegen seiner Diözese der heiligen Anna zu empfehlen. Zur besonderen Ehre gereicht es jedoch dieser Kirche und dem oberschlesischen Volke, daß der jetzt glorreich regierende Papst Pius XI. als päpstlicher Delegat das Heiligtum der heiligen Anna auf unserem Berge am 14. Juni 1920 gesucht hat.

War die Wallfahrtszeit zu Ende, dann wurden im Kloster Volksexerzitien gehalten. Diese erfreuten sich einer solchen Beliebtheit, daß sie von Jahr zu Jahr vermehrt werden mußten. Weil die Kirche die Menge der Teilnehmer nicht zu fassen vermochte, wurden die Kurse geteilt. Für die polnischen Mitglieder des Dritten Ordens wurden eigene Kurse eingerichtet für Jungfrauen, Frauen und Männer; dann folgten die Exerzitien für alle Gläubigen, gleichfalls getrennt für Männer, Frauen und Jungfrauen, von denen öfters mehr als 2000 erschienen, so daß ein Teil in der Kreuzkirche besondere Vorträge erhalten mußte, weil die Kirche sich als zu klein erwies.

Die Beteiligung an den deutschen Exerzitien, die gewöhnlich im Anschluß an das Pfingstfest gehalten wurden, war früher so schwach, daß ein Bedürfnis zur Abhaltung mehrerer Kurse nicht vorhanden war. Seit der Errichtung des Pilgerheims werden jetzt besondere deutsche Exerzitien für Gymnasiasten, Kaufleute, Rekruten, Saisonarbeiter usw. alljährlich zu verschiedenen Zeiten abgehalten. Außerdem werden im Kloster je zwei Kurse Exerzitien für Priester und Lehrer abgehalten, die früher, als anderswo noch wenig Gelegenheit geboten wurde, Exerzitien zu halten, immer so stark besucht waren, daß im Kloster neue Räume hergestellt werden mußten, um alle einigermaßen geziemend beherbergen zu können.

Sobald die Arbeit auf dem Annaberge es gestattete, zog:n die Patres auch aufs Land, um Volksmissionen abzuhalten. Besonders war es wieder P. Athanasius Kleinwächter, der dabei unermüdlich tätig sein wollte. So geschah es denn auch, daß er bei einer Mission in Beitzkretscham sich seine letzte Krankheit zuzog, eine schwere Lungenentzündung, die seiner Arbeit ein leider zu frühes Ende bereitete. Unvergessen sind dem oberschlesischen Volke auch die anderen Missionare vom Annaberge: P. Alphons Rogosch, P. Cornelius Thron und sein Bruder P. Zephyrin, P. Albanus Sobotta usw.

Zahlreich waren auch die Aushilfen in der Seelsorge, welche alle Jahre von den Patres vom Annaberge aus in den Pfarreien Oberschlesiens geleistet wurden. Immer zur Hilfe bereit, soweit es die Kräfte und die Arbeit auf dem Berge gestatteten, waren die Bewohner des Klosters unermüdlich tätig, überall Segen und Fruchtbarkeit zu verbreiten. Mögen sie auch weiter im Geiste des unvergesslichen P. Athanasius wirken zur Ehre Gottes, der heiligen Mutter Anna und zum Heile des oberschlesischen Volkes!

Wiel. Biblioteka publiczna
Zbiory
Specjalne
Opole

Wojewódzka Biblioteka
Publiczna w Opolu

16462 5



001-016462-00-0